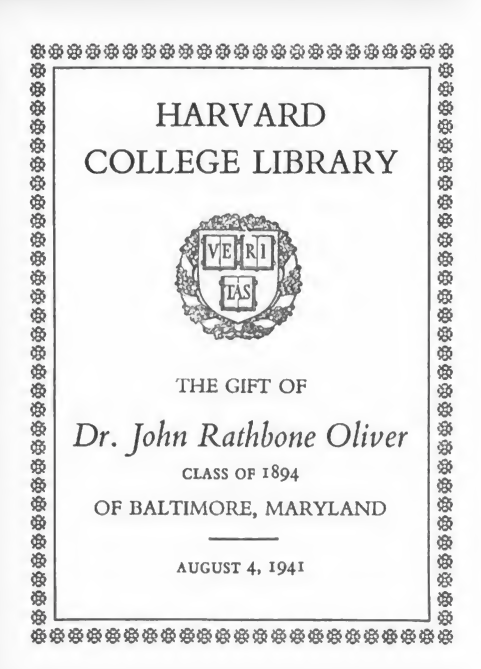
IM MEMORIAM OSCAR WILDE





IN MEMORIAM OSCAR WILDE

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ BLEI



Geändert wurden in dieser neuen Ausgabe einige Stellen in dem Aufsatze Gide's und die zweite Hälfte in dem meinen. Vermehrt ist diese zweite Ausgabe um eine grössere Zahl Aphorismen in den „Lehren und Sprüchen" und um einen Aufsatz von Arthur Symons, der mir des Inhalts wie des englischen vortrefflichen Autors wegen bemerkenswert erscheint.

März 1905 *F. B.*

IN MEMORIAM O.W.
ANDRÉ GIDE

Die Wilde erst in der letzten Zeit seines Lebens kennen gelernt haben, können sich, da sie diese entkräftete, aufgelöste Existenz vor sich sahen, keine Vorstellung von dieser wunderbaren Persönlichkeit machen. Es war im Jahre 1891 als ich ihn das erstemal sah. Wilde hatte damals was Thackeray „das wichtigste Talent der grossen Menschen" nennt: den Erfolg, und seine Geste, sein Blick triumphierten. Sein Erfolg war so vollkommen, dass es schien, er sei Wilde vorausgegangen und dieser hätte ihm nur zu folgen brauchen. Seine Bücher machten von sich reden und entzückten; seine Stücke spielten mehrere Londoner Bühnen; er war reich, war berühmt, war schön, mit Glück und Ehren überhäuft. Man verglich ihn einem asiatischen Bacchus, andere einem römischen Kaiser, ja Apollo selbst — Tatsache ist, dass er strahlte.

Als er nach Paris kam, ging sein Name von Mund zu Mund; man kolportierte sinnlose Anekdoten über ihn: Wilde war damals nur einer, der Zigaretten mit Goldmundstück rauchte und mit einer Sonnenblume in der Hand spazieren ging. Denn sehr begabt dafür, jene mit der Pfeife zu locken, die den mondänen Ruhm machen, verstand es Wilde, sich eine amüsante Maske zu schaffen, die sein wirkliches Gesicht bedeckte und mit der er ein geistvolles Spiel trieb.

Ich hörte bei Mallarmé von ihm sprechen als von einem brillanten Causeur, und bekam wohl Lust, ihn kennen zu lernen. Ein glücklicher Zufall oder vielmehr ein Freund verhalf mir dazu. Man lud Wilde zu einem Diner in einem Restaurant. Wir waren zu viert, aber Wilde war der einzige, der sprach.

Wilde war kein Causeur — er war ein Erzähler. Fast während des ganzen Mahles hörte er nicht auf zu erzählen, leise, langsam, mit einer weichen, zauberhaften Stimme. Er sprach ein ausgezeichnetes Französisch, aber tat so, als suchte er ein bisschen nach den Worten, die er gehört wissen wollte. Und beinahe kein Accent oder gerade nur so viel als ihm passte, was den Worten oft ein ganz Neues und Fremdartiges geben konnte. . . . . Die Geschichten, die er uns diesen Abend unaufhörlich erzählte, waren konfus und nicht von seinen besten: Wilde war unser nicht sicher und probierte uns. Von seiner Weisheit oder auch Narrheit gab er immer nur, wovon er glaubte, seine Zuhörer könnten es goutieren; er servierte jedem nach Appetit seine Platte; die nichts von ihm erwarteten, bekamen auch nichts oder nur so etwas spanischen Wind; und da er sich damit nur amüsierte, kennen ihn viele von denen, die ihn zu kennen glauben, nur als Amüseur.

Als wir an dem Abend das Restaurant verliessen, gingen meine Freunde voraus, ich folgte mit Wilde.

— „Sie hören mit den Augen zu," sagte er ziemlich unvermittelt zu mir. „Deshalb erzähle ich Ihnen diese Geschichte:

„Da Narcissus gestorben war, konnten sich die Blumen des Feldes vor Schmerz nicht fassen und baten den Bach um Tropfen Wassers, dass sie Narciss beweinten. — Oh! sprach der Bach, wären auch alle Tropfen meines Gewässers Tränen, ich hätte selber nicht genug, über Narciss zu weinen: ich liebte ihn. — Oh! wie hättest du ihn auch nicht lieben sollen, so schön wie er war! sagten die Blumen. — War er schön? fragte der Bach. — Wer sollte es besser wissen als du! Jeden Morgen beugte er sich über dein Ufer und spiegelte in deinen Wassern seine Schönheit . . ."

Wilde hielt eine Weile inne.

— „Wenn ich ihn liebte, antwortete der Bach, so weil ich das Abbild meiner Wasser in seinen Augen sah, wenn er sich über mich beugte."

Dann mit einem stolzen bizarren Lachen:

— „Diese Geschichte heisst: Der Schüler."

Vor seiner Tür trennten wir uns. Er lud mich ein, ihn zu besuchen. Dieses und das nächste Jahr sah ich ihn öfter und mancherorts.

Ich sagte es schon: vor den andern hatte Wilde eine Maske, um zu verblüffen, um zu amüsieren, manchmal um zu ärgern. Er hörte niemals zu

und kümmerte sich wenig um einen Gedanken, wenn er nicht mehr sein eigener war. Konnte er nicht ganz allein glänzen, so stellte er sich in den Schatten, löschte er sich aus. Man fand ihn dann nur wieder, wenn man sich mit ihm allein fand.

Aber so, allein, begann er:

— „Was haben Sie gemacht seit gestern?"

Und da damals mein Leben einen sehr ruhigen Gang ging, konnte was ich davon erzählte, gar nicht interessieren. So sagte ich also das sehr Gleichmässige meines Tages her und sah Wildes Stirn sich falten während ich sprach.

— „Wirklich nichts nur als das?"

— „Wirklich nichts sonst."

— „Aber weshalb erzählen Sie es dann? Sie merken doch selbst, dass das alles ganz uninteressant ist. Sehen Sie, es gibt zwei Welten — die eine, die existiert ohne dass man von ihr spricht; man nennt sie die reale Welt, denn man braucht nicht von ihr zu sprechen, damit man sie wahrnimmt. Die andere ist die Welt der Kunst — von der muss man sprechen, denn ohne das existierte sie nicht.

„Es war einmal ein Mensch, den man in seinem Dorfe liebte wegen der Geschichten, die er erzählte. Jeden Morgen ging er das Dorf hinaus und wenn er des Abends heimkehrte, kamen die

Leute des Dorfes, die sich tagsüber in Arbeit gemüdet hatten, bei ihm zusammen und sagten: Nun erzähle! Was sahst du heute? — Er erzählte: Ich sah im Walde einen Faun, der spielte auf der Flöte kleinen Waldgöttern zum Tanze auf. — Was noch? Erzähl! sagten die Leute. — Da ich ans Meer kam, sah ich auf den Wellen drei Sirenen, sie kämmten mit einem goldenen Kamm ihr grünes Haar. — Und die Leute im Dorfe liebten ihn, weil er ihnen Geschichten erzählte.

„Eines Morgens verliess er wie immer das Dorf — aber da er an das Meer kam, sah er drei Sirenen, drei Sirenen auf den Wellen, und die kämmten mit goldenen Kämmen ihr grünes Haar. Und da er weiter ging, sah er im Walde einen Faun, der blies die Flöte tanzenden Sylvanen. . . . Als er diesen Abend in sein Dorf heimkehrte und man von ihm wie sonst verlangte: Erzähl! Was hast du gesehen? — da gab er zur Antwort: ich habe nichts gesehen."

Wilde hielt ein bisschen inne, liess die Wirkung der Geschichte in mich hinabsteigen; dann:

„Ich liebe Ihre Lippen nicht; sie sind gerade und schlicht wie die von einem, der nie gelogen hat. Ich will Sie das Lügen lehren, damit Ihre Lippen schön und geschwungen werden wie die einer antiken Maske.

„Wissen Sie, was das Kunstwerk macht und was das Werk der Natur? Und den Unterschied zwischen beiden? Denn schliesslich ist die Narcisse so schön wie irgend ein Kunstwerk, und was sie beide unterscheidet, kann so nicht die Schönheit sein. Wissen Sie, was sie unterscheidet? Das Kunstwerk ist immer einzig in seiner Art, ein Unikum. Die Natur, die nichts Dauerndes schafft, wiederholt sich immer, damit nichts von dem, was sie geschaffen hat, verloren geht. Es gibt viele Narcissen, und deshalb kann jede nur einen Tag leben. Und jedesmal wenn die Natur eine neue Form erfindet, wiederholt sie sie auch schon. Ein Meerungeheuer in dem einen Meer weiss, dass in einem andern Meer sein Ebenbild haust. Da Gott einen Nero, einen Borgia, einen Napoleon in die Geschichte schuf, stellte er einen andern beiseite; man kennt den nicht, aber was liegt daran? Wichtig ist, dass einer gelang; denn Gott erfindet den Menschen, und der Mensch erfindet das Kunstwerk.

„Ja, ich weiss . . . eines Tages kamen über die Erde grosse Wehen, als ob wirklich einmal die Natur ein Einziges, ein wahrhaft Einziges erschaffen wollte — und Christus ward geboren. Ja, ich weiss ganz gut . . . aber hören Sie:“

Und Wilde improvisierte jene Geschichte von dem Jüngling, der Wunder tat gleich dem Herrn und

der weinend am Fuss des Berges sass, weinend, da sie ihn nicht gekreuzigt hatten.

Dass Oscar Wilde seiner besonderen Mission bewusst war, dessen überzeugte ich mich öfter als einmal.

Das Evangelium beunruhigte und quälte diesen Heiden. Er verzieh ihm seine Wunder nicht. Das heidnische Wunder, das ist das Kunstwerk: das Christentum entriss es ihm. Aller robuste künstlerische Irrealismus verlangt einen im Leben überzeugten Realismus.

Seine ingeniösesten Gleichnisse, seine beunruhigendste Ironie wandte er darauf, diese beiden Moralen einander gegenüber zu stellen, ich meine den heidnischen Naturalismus und den christlichen Idealismus, und diesem jeden Sinn zu nehmen. Dazu improvisierte er mir einmal die Geschichte von der Wiederkehr des Herrn, die er später ‚Der Mittler' nannte.

— „Soll ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen?" begann Wilde andern Tages. Es war bei Hérédia; er nahm mich mitten im menschenvollen Salon beiseite und vertraute mir es an: „Wissen Sie, weshalb Christus seine Mutter nicht liebte?" — Ganz leise ins Ohr sagte er dies, wie in Scham. Machte eine kleine Pause, nahm mich beim Arm und plötzlich laut lachend: „Weil sie Jungfer war!!..."

Eines Morgens gab mir Wilde einen Aufsatz zu lesen, in dem ein ziemlich unbeholfener Kritiker ihn dazu beglückwünschte, dass er „mit hübsch erfundenen Geschichten seinen Gedanken Form und Kleid zu geben wisse."

— „Die glauben," begann Wilde, „dass alle Gedanken nackt auf die Welt kommen . . . Die verstehen nicht, dass ich nicht anders denken kann als in Geschichten. Der Bildhauer übersetzt seinen Gedanken nicht in Marmor — er denkt in Marmor, ganz unmittelbar."

Wilde glaubte an eine Art Fatalität des Künstlers und dass die Idee stärker sei als der Mensch. „Es gibt," sagte er, „zwei Arten von Künstlern: die einen bringen Antworten, die andern Fragen. Man muss sich darüber klar sein, ob man zu den einen oder zu den andern gehört, denn der, der fragt, ist nie der, der antwortet. Es gibt Kunstwerke, die warten, die man lange nicht versteht, weil sie Antworten auf Fragen geben, die man noch nicht gestellt hat; denn die Frage kommt oft schrecklich lange nach der Antwort."

Und er sagte noch:

— „Die Seele kommt alt im Körper zur Welt; damit sie jung wird, muss dieser alt werden. Plato, der ist die Jugend des Sokrates. . . ."

Dann vergingen drei Jahre ohne dass ich Wilde sah.

Hier beginnen meine tragischen Erinnerungen.

Ein hartnäckiges Gerücht, das mit seinen Bühnenerfolgen wuchs, gab Wilde merkwürdige Sitten, über die sich die einen nur mit Lächeln entrüsten wollten, die andern gar nicht. Man sagte zudem, dass Wilde aus diesen Sitten kein Geheimnis mache, ja ungeniert davon spreche, mit Mut wie die einen, mit Cynismus wie andere, mit Affektation und Pose wie dritte sagten. Ich war sehr erstaunt, denn nichts hatte mich, seit ich Wilde kannte, auf solchen Verdacht bringen können. Doch schon verliessen ihn vorsichtig alte Freunde. Man verleugnete ihn noch nicht völlig, aber man gab nichts mehr darauf, ihn gekannt zu haben.

Ein ungewöhnlicher Zufall führte unsrer beider Wege wieder zusammen. Es war im Januar 1895. Verstimmung und üble Laune trieben mich zu reisen: ich hetzte durch Algier nach Blidah, verliess Blidah um Biskra. Wie ich abreise, fällt mein Blick auf die schwarze Tafel unten im Hotelvestibüle, worauf die Namen der Gäste stehen. Und neben meinem Namen sehe ich den Wildes . . . Mich hungerte nach Alleinsein und so nahm ich den Schwamm und löschte meinen Namen aus.

Bevor ich noch an den Bahnhof kam, befiel mich Unsicherheit, ob nicht ein bisschen Feigheit in mei-

ner Handlung gewesen war, und ich liess meinen Koffer wieder abladen, kehrte ins Hotel zurück und schrieb meinen Namen wieder auf die Tafel.

Seit den drei Jahren, die ich ihn nicht mehr gesehen — ein ganz kurzes Treffen in Florenz kann ich kaum ein Wiedersehen nennen — hatte sich Wilde sichtlich verändert. In seinem Blick war weniger Weichheit, und etwas Rauhes war in seinem Lachen, etwas Gewaltsames in seiner Lustigkeit. Er schien viel sicherer zu gefallen und doch auch wieder weniger ambitiös damit zu reüssieren; er war kühner, gefestigter, grösser. Und merkwürdig: er sprach nicht mehr in Gleichnissen; keine einzige Geschichte hörte ich von ihm in dieser Zeit.

Jch gab erst meinem Erstaunen Ausdruck, ihn in Algerien zu finden.

— „Oh!" sagte er, „ich laufe jetzt vor der Kunst davon, ich will nichts sonst anbeten als die Sonne. . . . Haben Sie nicht bemerkt, dass die Sonne das Denken verabscheut? Sie treibt es immer weiter zurück, und es muss in den Schatten fliehen. Das Denken wohnte früher in Ägypten — die Sonne hat Ägypten erobert. Es lebte lange in Griechenland — die Sonne hat Griechenland erobert, dann Italien, dann Frankreich. Heute trifft man alles Denken vertrieben, verdrängt bis nach Norwegen

und Russland, wohin die Sonne nie kommt. Die Sonne ist eifersüchtig auf die Kunst.“

Die Sonne anbeten, ja, das war das Leben anbeten. Diese lyrische Anbetung Wildes wurde wild und schrecklich. Ein Verhängnis führte ihn; er konnte, er wollte sich ihm nicht entziehen. Er schien alle seine Sorge, seinen Mut darauf zu wenden, sich sein Geschick zu übertreiben und an sich selber zu verzweifeln. Er ging an das Vergnügen wie man an seine Pflicht schreitet. — „Meine Pflicht ist, mich fürchterlich zu amüsieren,“ sagte er. — Nietzsche überraschte mich später nicht so sehr, weil ich Wilde sagen hörte:

— „Nicht das Glück! Um alles nicht das Glück! Das Vergnügen, ja! Man muss immer das Tragischste wollen . . .“

Er ging durch die Strassen Algiers inmitten einer merkwürdigen Bande von Gesindel, und er plauderte mit jedem dieser Leute, betrachtete jeden mit Wohlgefallen und warf ihnen sein Geld an die Köpfe.

— „Ich hoffe,“ sagte er, „diese Stadt gründlich demoralisiert zu haben.“

Ich dachte an das Wort Flauberts, der auf die Frage, welcher Ruhm ihm der erstrebenswerteste dünke, zur Antwort gab: — „La Gloire de démoralisateur.“

Vor all dem stand ich in Staunen, Bewunderung und Angst. Ich wusste um seine erschütterte Stellung, die Angriffe und Feindseligkeiten und welche dunkle Unruhe er unter seiner kecken Ausgelassenheit verbarg. Eines Abends schien er sich vorgenommen zu haben, überhaupt kein ernstes Wort zu reden. Mich irritierten endlich seine allzu geistreichen Paradoxe und ich sagte: „Sie sprechen heute abend zu mir, als ob ich das Publikum wäre. Sie sollten zu dem lieber so sprechen, wie Sie mit Ihren Freunden reden. Weshalb sind Ihre Stücke nicht besser? Das Beste sprechen Sie, weshalb schreiben Sie es nicht?" — „Ach ja," sagte Wilde, „meine Stücke sind gewiss nicht gut und ich halte gar nichts von ihnen . . . aber wenn Sie wüssten, wie sich die Leute dabei amüsieren! . . . Sie sind übrigens fast alle Folgen von Wetten. Auch der Dorian Gray; ich schrieb ihn in ein paar Tagen, weil einer meiner Freunde behauptete, ich würde nie einen Roman schreiben können. Das Schreiben langweilt mich so!" Dann wandte er sich heftig zu mir: — „Wollen Sie das grosse Drama meines Lebens wissen? Ich habe mein Genie an mein Leben gegeben, an meine Werke nur mein Talent." —

Das möchte wohl nur zu wahr sein. Das Beste, was Wilde geschrieben hat, ist nur ein schwacher Reflex seiner glänzenden Rede, und die ihn spre-

chen gehört haben finden es oft überflüssig, ihn zu lesen. —

Wilde sprach davon, nach London zurückzugehen; der Marquis Q. beschimpfe ihn, lade ihn vor, beschuldige ihn der Flucht. — „Aber," fragte ich, „wenn Sie nach London gehen, wissen Sie, was Sie da riskieren?"

— „Das darf man niemals wissen . . . Sie sind komisch, meine Freunde, sie raten mir Vorsicht. Die Vorsicht! Aber kann ich die denn haben? Das hiesse umkehren. Und ich muss so weit gehen als möglich . . . Und ich kann nicht mehr weiter . . . Etwas muss geschehen, etwas anderes . . ."

Am nächsten Morgen war Wilde unterwegs nach London. Das übrige weiss man. Dieses „andere" war die hard labour.

*Aus dem Gefängnis kam Wilde nach Frankreich. In Berneval, dem kleinen versteckten Dorf bei Dieppe, liess sich ein Sébastian Melmoth nieder: das war er. Von seinen französischen Freunden war ich der letzte gewesen, der ihn gesehen hatte, ich wollte ihn, der erste, wiedersehen. Gegen Mittag kam ich an ohne mich angemeldet zu haben. Melmoth, den gute Freundschaft mit T*** öfters nach Dieppe rief, wurde nicht mehr an dem Abend zurückerwartet. Er kam doch um Mitternacht.*

Es war fast noch Winter, kalt und hässlich. Den ganzen Tag trieb ich mich auf dem öden Strand umher, mutlos, gelangweilt. Wie konnte sich Wilde nur dieses Berneval zum Aufenthalt wählen! Das bedeutete nichts Gutes.

Die Nacht kam, und ich ging ins Hotel zurück, das einzige des Ortes, in dem auch Melmoth abgestiegen war. Es war elf, und ich hatte schon das Warten aufgegeben als ich einen Wagen hörte . . . M. Melmoth war zurück.

Er ist starr vor Kälte. Er hatte auf dem Heimweg seinen Überzieher verloren. Eine Pfauenfeder, die ihm tags vorher sein Diener brachte, hatte ihm wohl schon ein Unglück angekündigt. Er klappert vor Kälte, und das ganze Hotel ist auf den Beinen, ihm einen steifen Grog zu machen. Kaum dass er mich begrüsst. Er will vor den andern Leuten seine Bewegung nicht zeigen. Und auch meine Erregung beruhigt sich fast, da ich Sébastian Melmoth so ganz als den Oscar Wilde finde: nicht mehr den forcierten Lyriker von Algerien, aber den weichen, sanften Wilde vor der Krise; und ich fühle mich nicht zwei, nein vier oder fünf Jahre zurückversetzt — derselbe auffallende Blick, dasselbe amüsierte Lachen, dieselbe Stimme . . .

Er bewohnt zwei Zimmer, die beiden besten des Hotels, und hat sie sich mit Geschmack eingerichtet.

Viele Bücher auf dem Tisch, unter denen er mir meine ‚Nourritures Terrestres' zeigt, die gerade erschienen waren. Auf einem hohen Sockel, im Dämmer des Schattens, eine gotische Madonna . . .

Nun sassen wir am Tisch bei der Lampe, und Wilde trank in kleinen Schlucken seinen Grog. In dem bessern Licht seh ich, wie die Haut seines Gesichts rot und grob geworden ist; dies noch mehr seine Hände, die wieder dieselben Ringe tragen, auch den Scarabeus aus Lapis Lazuli in der beweglichen Kapsel, der ihm sehr teuer war. Seine Zähne sind gräulich verdorben.

Wir plaudern. Ich spreche von unserem letzten Zusammentreffen in Algier, und ob er sich erinnere, dass ich ihm damals die Katastrophe prophezeit hatte. „Sie haben doch die Gefahr vorausgesehen, in die Sie sich stürzten?

*— „O gewiss! gewiss! ich wusste, dass es eine Katastrophe geben würde — diese oder eine andere, ich erwartete sie. Es musste das so enden. Denken Sie doch: Weiter gehen, das war nicht möglich; und dauern konnte es nicht mehr. Darum musste ein Ende sein. Das Gefängnis hat mich völlig geändert. Und ich habe damit auf das Gefängnis gerechnet. — D*** ist ein schrecklicher Mensch; er kann das nicht verstehen; er kann nicht verstehen, dass ich die frühere Existenz nicht*

wieder aufnehme; er beschuldigt die andern, dass sie mich geändert hätten . . . Aber man darf niemals dasselbe Leben wieder aufnehmen . . . Mein Leben ist wie ein Kunstwerk — ein Künstler fängt nie dieselbe Sache zweimal an. Mein Leben vor dem Gefängnis glückte mir auf alle Weise, nun ist es eine vollendete Sache."

Er zündete sich eine Zigarette an.

— „Das Publikum ist so scheusslich, dass es einen Menschen nur nach dem letzten kennt, das er gemacht hat. Wenn ich jetzt nach Paris zurückkomme, wird man in mir nichts andres sehen wollen als . . . den Sträfling. So will ich nicht früher wiederkommen bevor ich nicht ein Drama geschrieben habe. Bis dahin soll man mich in Ruhe lassen." Und ganz unvermittelt: „Hab ich nicht recht gehabt, hierher zu gehen? Meine Freunde wollten mich nach dem Süden, zur Erholung, denn ich war sehr elend, anfangs. Aber ich bat sie, mir in Nordfrankreich ein kleines stilles Nest zu finden, wo ich keinen Menschen sehe, wo es hübsch kalt ist und fast nie Sonne gibt. Hab ich nicht recht gehabt, hierher zu gehen?

„Die Leute sind hier sehr nett zu mir. Der Pfarrer besonders. Ich habe seine kleine Kirche so gern! Denken Sie, sie heisst Zu Unserer lieben Frau von der Freude — ist das nicht reizend? —

Und jetzt weiss ich auch, dass ich Berneval nie mehr verlassen könnte, denn diesen Morgen hat mir der Pfarrer einen Kirchenstuhl für ewige Zeit angeboten!

„Und die Leute vom Zoll! Wie die hier sich langweilen! Ich fragte sie, ob sie denn nichts zu lesen hätten, und jetzt kriegen sie von mir alle Romane des ältern Dumas . . . Ich muss doch hierbleiben, nicht?

„Und die Kinder erst! Die beten mich an! Am Jubiläum der Königin gab ich ein grosses Festessen, wo ich vierzig Schulkinder hatte — die ganze Schule mit samt dem Lehrer! Zum Fest der Königin! Ist das nicht entzückend? . . . Sie wissen, ich liebe die Königin sehr. Ich habe immer ihr Bild bei mir." Und er zeigte mir Nicholsons Porträt der Queen, mit Nadeln an der Wand befestigt.

Ich stehe auf, um es anzusehen; eine kleine Bibliothek ist darunter, und ich sehe die Bücher an. Ich wollte Wilde zu einem ernsteren Gespräch veranlassen. Ich nehme wieder meinen Platz und frage etwas ängstlich, ob er die „Erinnerungen aus dem Totenhause" gelesen habe. Er antwortet nicht direkt.

—„Diese russischen Schriftsteller sind merkwürdig. Was ihre Bücher so gross macht, das ist das Mitleid, das sie hineinlegen. Sie erinnern sich, wie sehr ich vorher die Madame Bovary liebte; aber

*Flaubert wollte kein Mitleid in seinem Werke, und deshalb ist es eng und voll stickiger Luft. Das Mitleid, das ist die offene Seite eines Werkes, durch die es unendlich scheint . . . Wissen Sie, dass das Mitleid mich vor dem Selbstmord bewahrt hat? Während der ersten sechs Monate war ich grenzenlos unglücklich, so unglücklich, dass ich mich umbringen wollte. Aber ich sah die andern und sah sie die andern so unglücklich wie mich selber und hatte Mitleid. O dear, das ist eine wunderherrliche Sache, das Mitleid, und ich habe es nicht gekannt! [Er sprach das leise, wie zu sich selber, und ohne jede Exaltation.] Wissen Sie, wie wunderbar das Mitleid ist! Ich danke jeden Abend Gott dafür, ja, auf den Knien danke ich ihm dafür, dass er mich hat das Mitleid kennen lassen. Denn ich kam ins Gefängnis mit einem Herzen aus Stein und dachte an weiter nichts als an mein Vergnügen, aber jetzt ist mein Herz völlig zerbrochen; das Mitleid ist in mein Herz gekommen; jetzt verstehe ich es, dass das Mitleid das Grösste und Schönste auf der Welt ist . . . Und deshalb kann ich denen nichts wollen, die mich verurteilt haben, denn ohne sie hätte ich das alles nie erfahren. — D *** schreibt mir schreckliche Briefe; er schreibt, er verstünde mich nicht, verstünde nicht, dass ich nicht gegen alle Welt vor-*

gehe; dass alle niederträchtig gegen mich gewesen seien . . . Nein, er versteht mich nicht, kann mich nicht mehr verstehen. Ich schreibe es ihm in jedem Brief: wir können nicht dieselbe Strasse gehen — er hat die seine, und sie ist schön; ich habe die meine. Sein Weg ist der des Alcibiades, der meine ist jetzt der des heiligen Franziscus von Assisi . . . Kennen Sie Franz von Assisi? Ach herrlich! Herrlich! Wollen Sie mir eine grosse Freude machen? Schicken Sie mir das beste Leben des Heiligen."

Ich versprach es ihm, und er fuhr fort:

— „Ja — zuletzt hatten wir einen reizenden Gefängnisdirektor, einen ganz prächtigen Menschen! Aber die ersten sechs Monate, da war ich ganz, ganz unglücklich. Da war ein ganz übles Individuum Direktor, ein Jude, der grausam war, weil ihm jede Einbildungskraft fehlte." Ich musste über das Komische dieser ganz rasch gemachten Bemerkung lachen, und Wilde lachte mit.

— „Ja, er wusste nicht, was erfinden, um uns zu quälen . . . Sie werden sehen, wie phantasielos der Mensch war. Sie müssen wissen, dass man im Gefängnis nur eine Stunde im Tage ausgeht, das heisst, man marschiert auf dem Hofe im Kreis herum, einer hinter dem andern, und es ist strengstens verboten zu sprechen. Man ist bewacht, und es gibt schreckliche Strafen für den, den man beim

Sprechen erwischt. — Die Neulinge, die zum erstenmal eingesperrt sind, erkennt man daran, dass sie nicht verstehen, zu sprechen ohne die Lippen zu bewegen . . . Zehn Wochen war ich schon eingesperrt und hatte kein Wort gesprochen, zu niemandem. Eines Abends, wir machen gerade unsere Runde, einer hinter dem andern, da höre ich plötzlich hinter mir meinen Namen nennen: es war der Sträfling hinter mir, der sagte: ‚Oscar Wilde, ich bedauere Sie, denn Sie müssen viel mehr leiden als wir.‘ Ich machte die grössten Anstrengungen, um nicht bemerkt zu werden und sagte ohne mich umzuwenden: ‚Nein, mein Freund, wir leiden alle ganz gleich.‘ An dem Tage dachte ich nicht wie sonst jeden an den Selbstmord.

*„Auf diese Weise sprachen wir öfter miteinander. Ich wusste seinen Namen und was er angestellt hatte. Er hiess P * * * und war ein prächtiger Bursche! . . . Aber ich hatte es noch nicht los, ohne Lippenbewegung zu sprechen, und an einem Abend: ‚C. 33!‘ — das war ich — ‚C. 33 und C. 48, aus der Reihe!‘ Wir traten aus der Reihe, und der Schliesser sagte: ‚Sie haben vor dem Direktor zu erscheinen!‘ — Und da das Mitleid schon in meinem Herzen war, hatte ich nur für ihn Angst. Ich war sogar glücklich, seinetwegen leiden zu sollen. — Nun, der Direktor war einfach ein*

*Scheusal. Er rief P*** als ersten vor; er wollte uns getrennt verhören — denn die Strafe ist für den, der zuerst gesprochen hat, doppelt so gross als für den andern; gewöhnlich bekommt der erste fünfzehn Tage Dunkelarrest, der andere bloss acht; der Direktor wollte also wissen, wer von uns der erste war. Und natürlich sagte P***, dass er es war. Und als der Mensch nachher mich vornahm, sagte natürlich auch ich, ich sei der erste gewesen. Da wurde der Mann wütend und ganz rot im Gesicht, denn er konnte das nicht begreifen. ‚Aber P*** sagt auch, dass er angefangen hat! Ich verstehe das nicht . . .‘*

„Was sagen Sie dazu, dear!! Er konnte nicht begreifen! Er war sehr embarrassiert. ‚Aber ich habe ihm schon fünfzehn Tage gegeben . . .‘ und dann: ‚Gut! wenn es so ist, dann bekommt ihr eben alle beide fünfzehn Tage.‘ Ist das nicht sonderbar? Der Mann hatte nicht die Spur Phantasie.“ — Wilde amüsiert sich köstlich, er lacht und ist glücklich zu erzählen.

— „Natürlich war nach den fünfzehn Tagen unsere Lust miteinander zu sprechen nur grösser geworden. Sie wissen nicht, wie süss dieses Gefühl sein kann, dass einer für den andern leidet. — Nach und nach — man marschiert nicht immer in der gleichen Reihenfolge — nach und nach konnte ich mit

allen sprechen, mit allen! Ich kannte den Namen eines jeden, seine Geschichte und wann er wieder herauskomme . . . Und zu einem jeden sagte ich: Das erste, was Sie machen, wenn Sie draussen sind, ist auf die Post zu gehen; da wird ein Brief mit Geld für Sie sein. Es waren prächtige Menschen darunter. Werden Sie glauben, dass mich hier schon drei meiner Gefängnisgenossen besucht haben? Ist das nicht prachtvoll? . . .

„Für das phantasielose Individuum kam später ein anderer Direktor, ein sehr lieber Mensch. Da konnte ich zu lesen verlangen, was ich wollte. Ich dachte an die Griechen und dass sie mir gefallen würden. Ich verlangte den Sophokles, fand aber keinen Geschmack daran. Dann dachte ich an die Kirchenväter, aber die interessierten mich auch nicht. Und plötzlich fiel mir Dante ein . . . oh! Dante! Ich las den Dante jeden Tag; auf italienisch; ich las ihn ganz; weder der Purgatorio, noch der Paradiso waren für mich geschrieben. Aber der Inferno! Wie hätte ich den auch nicht lieben sollen! Die Hölle — wir lebten ja darin, die Hölle, es war das Gefängnis, unser Bagno. . . "

— In derselben Nacht sprach er mir von einem dramatischen Plan eines Pharao und von einer Erzählung Judas.

Nächsten Morgen führte mich Wilde in ein hüb-

sches kleines Häuschen, das er gemietet hatte, nicht weit vom Hotel, und einzurichten begann. Hier wollte er seine Dramen schreiben; den Pharao zuerst, dann einen Achab und Jezabel — Wilde sprach es Isabell —, deren Geschichte er wundervoll erzählte.

Der Wagen, der mich wieder fortführen soll, ist bereit. Wilde steigt mit mir ein, um mich ein Stück zu begleiten. Er spricht von meinem Buch, lobt es zurückhaltend. Der Wagen hält, Wilde steigt aus und sagt adieu, dann ganz unvermittelt: „Hören Sie, dear, nun müssen Sie mir etwas versprechen. Die Nourritures terrestres, das ist gut ... das ist sehr gut ... Aber, dear, versprechen Sie mir, jetzt niemals wieder „Ich" zu schreiben. In der Kunst, sehen Sie, gibt es keine erste Person.

— — —

*Wieder in Paris erzähle ich meine Neuigkeiten D***, der mir sagte:*

— „Das ist alles vollkommen lächerlich und absurd. Wilde ist ganz unfähig, Langweile zu ertragen. Ich weiss es ganz genau; er schreibt mir jeden Tag; auch ich bin der Meinung, dass er zuerst sein Stück fertig macht; aber dann kommt er zu mir zurück. Er hat übrigens in der Einsamkeit nie etwas Gutes gemacht, er muss immer Zerstreuung haben. Bei mir hat er sein Bestes

*geschrieben. — Da sehen Sie seinen letzten Brief . . .“ D*** las ihn mir vor. Wilde beschwört darin D***, ihn in aller Ruhe den Pharao beendigen zu lassen, und sagt dann wirklich, er würde zu ihm zurückkommen, sowie er mit dem Stück fertig ist. Der Brief schliesst mit dem gloriosen Satz: „. . . und dann bin ich wieder der König des Lebens.“*

— — —

Und bald darauf kam Wilde nach Paris. Sein Stück war nicht geschrieben; es sollte ungeschrieben bleiben. Wenn die Gesellschaft einen Menschen vernichten will, weiss sie, was sie zu tun hat, und sie kennt viel subtilere Mittel als den Tod . . . Wilde hatte zwei Jahre lang zu viel und zu passiv gelitten. Sein Wille war gebrochen. Die ersten Monate konnte er sich noch Illusionen machen, aber bald gab er sich auf. Es war wie eine Abdankung. Nichts blieb ihm von seinem zerstampften Leben als eine schmerzhafte Erinnerung an das, was es einst gewesen; Geist manchmal, wie als Probe ob er noch zu denken vermöge, aber ein gesuchter, unnatürlicher, zerknitterter Geist. Ich sah Wilde nur zweimal wieder.

*Eines Abends auf den Boulevards, da ich mit G*** spazierte, hörte ich mich beim Namen rufen. Ich wende mich um — es war Wilde. Wie hatte*

*er sich verändert! „Tauche ich wieder auf, bevor ich mein Drama geschrieben habe, wird die Welt in mir nichts sonst als den Zuchthäusler sehen wollen," hatte er gesagt. Er war ohne Drama zurückgekommen und als sich einige Türen vor ihm verschlossen gehalten hatten, suchte er nirgends mehr Zutritt; er vagabundierte. Öfter versuchten ihn Freunde zu retten; man überlegte, was tun; man brachte ihn nach Italien . . . Wilde entschlüpfte bald, fiel zurück. Von denen, die ihm am längsten treu geblieben waren, hatten mir einige wiederholt gesagt, dass er verschwunden sei . . . so war ich, ich gebe es zu, ein wenig geniert, ihn wiederzusehen und an solchem Ort. — Wilde sass auf der Terrasse eines Cafés. Er bestellte für G*** und mich Cocktails. Ich setzte mich ihm gegenüber, so dass ich die Passanten im Rücken hatte, was Wilde bemerkte und einem sinnlosen Schamgefühl zuschrieb und leider nicht ganz mit Unrecht.*

— „Oh, setzen Sie sich hierher, neben mich," sagte er und wies mir einen Stuhl an seiner Seite, „ich bin jetzt so allein."

Wilde war noch ganz gut gekleidet; aber sein Zylinder glänzte nicht mehr so; sein Kragen war von der gleichen Façon, aber nicht mehr so sauber, und die Ärmel seiner Redingote waren ganz wenig ausgefranst.

*— „Als ich ehemals Verlaine traf, wurde ich nicht rot über ihn," begann er mit einem Anflug von Stolz. „Ich war reich, vergnügt, berühmt, aber ich fühlte, dass es eine Ehre für mich ist, neben Verlaine gesehen zu werden, auch wenn er volltrunken ist . . ." Wohl weil er G*** damit zu langweilen fürchtete, änderte er plötzlich den Ton, versuchte geistreich zu sein, zu scherzen und verlor sich. Ganz schmerzhaft ist hier meine Erinnerung. Als wir uns erhoben, bestand Wilde darauf, zu bezahlen. Als ich mich verabschiedete, nahm er mich beiseite und leise, verwirrt sagte er:*

— „Ach, Sie müssen wissen . . .: ich bin ganz mittellos . . ."

Wenige Tage darauf sah ich Wilde wieder, zum letztenmal. Ich will von dem, was wir sprachen, nur eines erzählen. Er klagte über seine Unfähigkeit, die Arbeit wieder aufzunehmen, und ich erinnerte ihn an das Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, nicht ohne ein vollendetes Stück nach Paris zu kommen.

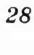
Er unterbrach mich, legte seine Hand auf die meine und sah mich mit seinem traurigsten Blick an:

— „Man darf nichts verlangen," sprach er, „von einem, der geschlagen worden ist."

— — —

Ocsar Wilde starb in einem elenden kleinen Hotel

der rue des Beaux-Arts. Sieben Personen folgten seinem Begräbnis und von diesen begleiteten ihn nicht alle bis an sein letztes Ziel. Auf dem Sarge lagen Blumen und Kränze; ein einziger trug eine Aufschrift: der des Hotelwirtes; man las die Worte: A mon Locataire.

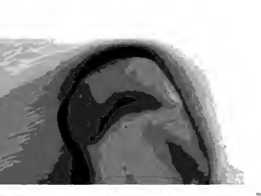


IN MEMORIAM O. W.
ERNEST LA JEUNESSE

Wenn man ohne genau hinzuschauen diesen langsamen und wunderlich düstern Herrn sah, wie er seine massige Verfettung auf unsern Boulevards spazieren führte — ganz flüchtig brauchte man ihn nur zu sehen, so hatte man doch sofort den Eindruck, dass er für sich und allein wie eine Prozession von Leidtragenden daherkam.

Nie gab es ein vollkommeneres Opfer des Missverständnisses zwischen der Menge und dem Dichter. Das Publikum will verblüfft sein. Es hat ein Recht auf Verblüffung und Staunen wie auf Brot, wie auf Traum — und der wahre Traum der Nacht wird so selten und so schwierig! Das Publikum will abends im Theater seinen Traum haben, am Tage etwas zu staunen, ja schon am Morgen, wenn seine Arbeit dämmert, sich von den Mordsgeschichten in den Zeitungen aufregen lassen.

Wenn ein Thaumaturg — und ich wähle absichtlich dieses Wort, vor dem Wilde grossen Respekt hatte — es auf sich nimmt, das Volk zu verblüffen, in Staunen zu setzen, so hat er das Recht, seinen Stoff zu nehmen wo er ihn findet: man verlangt von ihm nicht moralische oder soziale Exempel, sondern Erfindungen, Kunststücke, Worte, ein bisschen Hölle, ein bisschen Himmel und noch was drüber; er muss Protheus und Prometheus sein, alles und sich selbst verwandeln können; er muss



für die Leser seiner Zeitschrift oder das Publikum seines Theaters das Geheimnis dieses und des andern Lebens entschleiern, er muss Bekenner, Wahrsager und Zauberer sein, muss die Welt mit der Exaktheit eines Kirchenvaters in der Luft zerreissen und sie gleich darauf wieder neu schaffen nach seiner Dichterphantasie, muss Formeln und Paradoxe von sich geben, Calembours nicht minder, wofern sie nur die Ewigkeit für sich haben.

Um diesen Preis — und er ist reichlich bezahlt — darf er sich Zerstreuung schaffen nach Art der Götter oder gefallenen Engel und für sich selber Aufregungen und Verblüffungen suchen, nachdem er die Grenze der menschlichen Aufregungen und Sensationen weitergeschoben und überschritten hat. Wilde hatte bezahlt. Nun wollte er mit dem Taschengeld seiner künstlerischen Triumphe unter tausend anderen höheren und interessanteren Dingen auch dieses machen: den jungen Mann.

Er machte ihn schlecht.

Nun war das Publikum verblüfft, um ihn zu verblüffen. Denn die einzigen guten oder schlechten, dem Dichter erlaubten Geschicke sind jene, die lang nach des Poeten Tod ein achtzigjähriger Literarhistoriker in törichtem Geschwätz zu Tag fördert. — Wilde im Exil blieb Engländer; ich will sagen, er hatte Mitleid mit den Opfern ohne Hass gegen

die Henker: er billigte vollkommen die Verurteilung und Hinrichtung jener Institutsvorsteherin Louise Masset, die man für den Tod ihres Kindes henkte. Er verfolgte leidenschaftlich das Unternehmen in Transvaal, begeisterte sich für Roberts und Kitchener: ein rührender Zug bei einem Exilierten.

Irländer von Geburt, Italiener aus Neigung, Grieche aus Kultur und Pariser aus Paradoxie und Blague, konnte er London nicht vergessen, das ihm in seinen Nebeln von überallher die Triumphe zutrug, London, in das er alle Zivilisationen gebracht hatte, London, das er den Ehrgeiz hatte, zu einem ungeheuerlichen Garten von Blumen, Palästen, Festen, subtilstem Glanz und diskretestem Reiz umzschaffen.

Seine Impertinenzen gegen die Engländer waren die eines wohlwollenden Monarchen. Wenn er sehr verspätet einen Salon betrat, ohne irgendwie zu grüssen auf die Dame des Hauses zuging und fragte: „Wen darf ich hier kennen?“ so geschah das aus blosser Galanterie; er wollte keineswegs den oder den ignorieren, aber doch auch nicht so tun als kenne er alle Welt, um der Dame nicht entgegen zu sein, die vielleicht ein gut Teil ihrer Gäste nicht kannte. Man hat ihm eine grüne Nelke und eine Cigarette vorgeworfen — deshalb hat man ihn wohl auch vierundzwanzig Monate allen Tabaks und aller

Blumen beraubt. Man hat ihm vorgeworfen, dass er das Doppelte der 150 000 Francs verbrauche, die er mit seinen Stücken verdiente — man hat ihn in Konkurs erklärt. Man hat seinen Namen von den Affichen und aus dem Gedächtnis der Menschen gestrichen, man hat den Vater seinen Kindern entzogen — und dies, weil ihn das Publikum mit seiner Grausamkeit in Staunen setzen wollte.

Doch war dies noch nicht das letzte. Von dem Tage an, da der arme Mensch den Fuss auf unsere Erde setzte, waren wir Zeugen einer grausamen Tragödie: die Anstrengung, das Leben wieder aufzunehmen. Dieser Riese, den das Ausbleiben des Schlafes, der Nahrung, der Ruhe, der Bücher nicht zerstören konnte, der kaum davon geschwächt war, verlangt am Meere, in Paris, dann in Neapel von der Arbeit eine neue Ära seiner Geschichten und Dramen.

Er scheitert.

Mit vierzig Jahren kann er, zukunftstrunken, nur ohnmächtige Arme nach seiner Vergangenheit ausstrecken, sie als Zeugen aufrufen und sich in einer bittern Erinnerung verlieren. Amerikanische Theater, Verleger verlangen ein neues Werk von ihm; und alles was er tun kann, ist, Leonard Smithers seine seit Jahren gespielte Komödie An Ideal Husband zum Druck zu geben.

Seine schweren Lider senkten sich über teure Visionen: seine Erfolge; er ging langsam mit kleinen Schritten, um sich besser zu erinnern; er liebte die Einsamkeit, in der man ihn liess, damit er näher bei dem wäre, der er gewesen. Wenn er die üble Gewohnheit nicht aufgab, so um zu zweit in dunklen Gassen von ähnlichen Abenteuern in London zu träumen . . . in London!

Er musste das Vergessen haben, das ihm der Alkohol nicht gab. Denn auch in den Bars war es London, das er suchte. Er war auf die amerikanischen Bars angewiesen, die er nicht liebte. Man hatte ihm eines Abends bei Chatam erklärt, dass man gerne auf seinen Besuch verzichte. Er hatte da auf der Terrasse versucht, seine gar nicht neugierigen Augen an den Leuten zu zerstreuen, die vorbeigingen. Bald gab er es auf: die Leute betrachteten ihn.

Alles in seinem Gesicht hatte die Furche der Tränen; seine Augen glichen Schluchten, ausgehöhlt von einem bleichen Weinen; der kaum gerötete, wulstige Mund, wie ein Gemisch von Schluchzen und geronnenem Blut, das traurig abhängende Doppelkinn, und alles zeigte diese Aufgedunsenheit des Fleisches, die jene Krisen ohne das Ende des Schreckens und gebrochenen Herzens begleiten.

Ein aufgeschwemmtes Gespenst, eine enorme Ka-

rikatur beugte er sich über einen Manattan oder einen Grand Whisky soda und improvisierte immer aufs neue wieder für rasch vorgestellte Neugierige, für Freunde, für irgendwen, der gerade da war, seine Improvisitationen und edierte zum so und so vielten Male seine etwas ermüdeten Paradoxe.

Wohl vornehmlich für sich selbst suchte er seine Geschichten hervor. Er wollte sich zugleich einschläfern und aufwachen, sich überzeugen, dass er immer noch denke, immer noch wüsste.

Er wusste alles.

Die Kommentatoren Dantes und deren Kommentatoren; die Quellen des Dante Gabriel Rossetti; von Dingen und Schlachten wusste er wie ein Jüngling zu diskutieren, worauf er lächelte mit seinem Fegfeuerlächeln und ein Lachen ihn fasste, ein Gelächter über nichts, das seinen Bauch schüttelte, seine Hängebacken und das Gold seiner armen Zähne.

Langsam wichtig, Wort für Wort, erfand er in seinem Fieber stammelnder Arbeit leichte, flüchtige Gleichnisse: die Geschichte von dem Herrn, der ein falsches Geldstück bekommen hat und den illusorischen König zu bekriegen auszieht, dessen Bildnis er gesehen . . . . Aber es fehlte ihm, um die Geschichten aufzuschreiben, der goldene Tisch des Seneca — und der seine.

Er verschwendete sich in seiner Unterhaltung: wohl um sich zu betäuben. Er suchte Schüler, um in ihnen einen Grund zu suchen, sich wiederzufinden, neu zu leben, wiedergeboren zu werden, um nicht an undankbare Plagiatoren denken zu müssen.

Wilde erzählte einmal eine Geschichte vom König und vom Bettler und sagte zum Schluss: „Ich war König, ich will nun Bettler sein.“ Aber trotz der guten Adressen blieb er bis auf den letzten Tag der elegante komplette Engländer — und bettelte nicht.

Das wäre ein neues Leben gewesen, dieses Leben, das ihm das Schicksal verweigerte . . . . .

Nun wären uns Worte nötig, die sich überstürzen, eine Flucht von Hoffnungen, Worten und Lächeln, ein tolles kreischendes Brechen der Sätze und Onomatopöien in der Atonie eines grausamen, mumifizierten Daseins, um den Dichter zu zeigen, der sich auslöscht, der nicht resigniert, aber sich preisgibt, den Tod fürchtet — vor den Leuten, und ihn, ein Toter den Tod, ruft in dem schmalen Zimmer eines trüben Hotels, Tag für Tag.

Er war auf dem Lande gewesen und in Italien und wollte nach Spanien, zurück an das Mittelmeer — es war nur Paris da, ein nach und nach sich ihm verschliessendes Paris, das ihm nichts mehr bot als Spelunken, um sich zu betrinken, ein taubes Paris, ein ausgehungertes, gehetztes Paris, das hier an

Kongestionen, dort an Bleichsucht leidet, eine Stadt ohne Mythe und ohne Ewigkeit.

Und jeder Tag brachte ihm Leiden: er hatte weder Gefolgschaft noch Freunde und verfiel in schlimmste Neurasthenie. Die Not biss nach ihm; die Pension von zehn Francs den Tag von seiner Familie bekommt keinen Zuschuss mehr von Verlegern: er muss arbeiten, Stücke schreiben, zu denen er durch Verträge verpflichtet ist, — und es ist ihm unmöglich, vor drei Uhr nachmittags aufzustehen.

Aber er wird nicht bitter; er lässt sich ablaufen. Eines Tages legt er sich zu Bett, gibt vor, in einem Restaurant mit Muscheln vergiftet worden zu sein; er steht wieder auf, aber nicht gut, mit dem heimlichen Gedanken an den Tod.

Nun erzählt er alle seine Geschichten auf einmal. Es ist die bittere und blendende Girandole eines übermenschlichen Feuerwerks. Die ihn am Ende seines Lebens sahen, wie er die aus Gold und Edelsteinen gewobenen Strähnen abhaspelte, wie er alle diese starken Subtilitäten seiner phantastischen Erfindung mit denen er die Stickereien seiner künftigen Dramen und Gedichte wirken und malen wollte, hinwarf, — die ihn gleichgültig und stolz dem Nichts die Stirne bieten sahen und ihn seine letzten Sätze husten und lachen hörten, werden die Erinnerung an das hohe und tragische Schauspiel

bewahren, das hier kalten Blutes ein Verdammter gab, der nicht ganz zu Grunde gehen wollte.

Es war die Zeit, da die Natur gütig zum letztenmal dem, der sie zu leugnen schien, all ihren Glanz für ihn im Gürtel der Exposition zusammengerafft hatte.

Es starb auch ein wenig an ihrem Ende, denn er starb an allem.

Er hatte die Ausstellung aufrichtig geliebt. Er kritelte nicht daran. Er trank diese Lust auf einen Zug, wie man Blut in den Schlachthäusern trinkt. Er baute in allen Palais sein Palais wieder auf. Er eroberte sich das Universum wieder, den Ruhm, Reichtum, Ansehen, Zeit und Unsterblichkeit.

Es war ein langer und schöner Traum für den Sterbenden. Eines Tages ging er früher die Porte de l'Alma hinaus, das Werk des Rodin aufzusuchen. Er war fast der einzige Wallfahrer dahin. Dieses auch ist Tragödie, und der Meister zeigte ihm die Porte de l'Enfer aus der Nähe. Doch genug der Details: zum Ende.

Dreizehn Leute, die in einem Schlafraum an der Stadtgrenze den Hut vor einem mit der Nummer 13 versehenen Sarge abnahmen, ein rumpelnder Leichenwagen etwas mit schmutzigem Silber besternt, zwei Landauer statt Trauerwagen, ein Lorbeerkranz, zerzauste Blumen, eine Kirche ohne

Trauerdrappierung, die dem Tode nicht läutet und dem Zuge nur eine kleine Seitentüre öffnet, eine stille leere Messe ohne Musik, eine Absolution von englischen Lippen skandiert, die aus dem liturgischen Latein einen Brei von neu-konformistischem Schottisch machen, der glänzende Salut eines Gardekapitäns auf der Place Saint-Germain-de-Prés, drei Reporter, welche die Teilnehmer zählen wie auf der Anthropometrie — das ist der Abschied, den die Erde von einem ihrer Kinder nimmt, das sie verherrlichen und ihren Traum weithinbreiten wollte, das ist das stumme Totenglöckchen eines Lebens der Phantasmen und geträumter unerhörter Schönheiten, das ist die Verzeihung und Vergeltung; das ist in einem falschen Morgen die aufgehende Röte der Ewigkeit.

Wilde, der Katholik war, hat nur zwei Sakramente empfangen, das erste im Coma, das letzte im letzten Schlaf. Der Priester, der ihm die Ölung gab, schien, bärtig und englisch, selber ein Konvertit zu sein. Ich habe das Recht, hier zu sagen, dass Wilde genug von Herzen katholisch war als dass es weder der Taufe noch der letzten Ölung bedurft hätte, dass er genügend den römischen Pomp, die Zeremonien und dies alles bis auf die Effekte der bunten Fenster und der Orgel liebte, und man so schon mehr hätte daran wenden können als dieses stumme Gaukelspiel,

diese hastige Bestattung und diese drückende Absolution, durch die sich der Vikar die Hände von der Jauche der Ungerechtigkeit rein wusch.

Die Frömmigkeit war in unseren Herzen, bei uns . . . Ich kann hier Oscar Wilde nicht richten und nicht loben. Sein merkwürdiges Genie zu erhaschen und zu zeichnen, dazu bedarf es mehr. Man wird es nicht in seinen Schriften finden. Da ist es geistreich und sublim, aber für ihn zu sehr in kleinen Stücken. Sein Werk, das ist der Schatten seines Gedankens, der Schatten seines leuchtenden Wortes.

Man muss einen denken, der alles weiss und alles am besten sagt. Einen Brummell, der Brummell bis ins Geniale wäre. Und der die Schande und das Unglück erfüllt hätte.

Ich will diese Rede über seine Einfachheit schliessen. Wilde, der so viel gelitten, litt von seinem Rufe der Affektiertheit. Es war einmal an einem Abend, als Wilde, der es sonst nicht liebte, sich über seine verlorenen Schätze redend zu ergehen, sich als Vater beklagte. Nachdem er mir von der Bekehrung seines Sohnes Vivian zum Katholizismus erzählt hatte, der ganz einfach seinem Vormund erklärte: ich bin katholisch, sagte Wilde vergnügt: „Und Vivian legt sich mit zwölf Jahren auf ein Kanapee und erklärt, wie man ihn da weghaben soll: ‚Lass mich — ich denke!‘ Und das mit meiner Geste zu mir, der Geste,

die man so angeulkt und von der man so oft gesagt hat, sie sei erkünstelt!" Das war der Anfang einer Rehabilitation für die Menge.

Und nun schläft der Enkel dieses Mathurin, den Balzac bewundert hat und von dem der Gefallene sein fatales Pseudonym Sébastian Melmoth lieh, der Sohn dieses noblen und gelehrten Paars Wilde, das Taufkind des Königs von Schweden, er schläft nun schlecht auf einem Friedhof, der genug weit draussen ist, um allen, die dahin wollen, und dem Gebete den Mut zu nehmen. Kaum dass das Echo adaptierter Geschichten ihn wecken oder wiegen wird. Kaum dass von Zeit zu Zeit ein Skandal ihm seinen toten Namen, den Schatten einer Beileidigung zutragen wird.

Er wird mir, hoffe ich, diese Rede verzeihen, in der ich nichts sonst wollte als aus der Geschichte, der Ergriffenheit und der Gerechtigkeit die Zeugenschaft eines Freundes aus schlimmen Tagen geben, der weder ein Ästhet noch ein Cyniker ist und der ihm in bescheidener Demut den Gruss bietet in sein Schweigen und seine Ruhe.

IN MEMORIAM O. W.
ARTHUR SYMONS

Als die ‚Zuchthausballade' bekannt wurde, schien es manchem, als ob eine solche Rückkehr zur Wirklichkeit oder eine solche jähe Berührung mit ihr gerade nötig war, um ein so ausserordentliches Talent sowohl mit dem Leben als mit der Kunst in Relation zu bringen, dieses Talent, das so geringe Beziehung zu den Dingen gemeiner Erfahrung hatte, das so phantastisch allein war in einer Welt intellektueller Abstraktionen. In dieser Ballade, deren an andern Sätzen geformter Stil förmlich erschrocken ist, sich hier zu neuem Zwecke verwendet zu finden, enthüllte sich ein starker schauspielerischer Intellekt, zu dem am Schlusse Mitleid und Schrecken in eigener Person gekommen sind, nicht länger als die Marionetten eines Spieles. Nach seiner Meinung war das Menschenleben immer etwas wie ein Theater gewesen, eine Komödie in der es des weisen Mannes Rolle ist, abseits zu sitzen und zu lachen oder geringschätzend mitzutun wie in einem Karnevalsvergnügen, unter irgend einer Maske. Der vorurteilsfreie spöttische Intellekt, dem die Humanität nie eine Last gewesen, ist nun nicht mehr im stande, abseits zu sitzen und zu lachen; er hat so viele Masken getragen und hinter so viele Masken geschaut, dass nichts mehr blieb, wonach seine Illusion begehren könnte. Er sah wie die Künstler weiter als die Moral, aber sein eigentümliches Auge übersah sie auf dem Wege, und so kam

er schliesslich dazu, die Moral auf dem noch einzig übrigen und möglichen Wege zu finden — um ihrer selbst willen. Und wie die meisten jener, die, nachdem sie müde sich gedacht, dieses Abenteuer probieren, den Gedanken in Tat umzusetzen, so blieb ihm, dieses Abenteuer schmerzlich an sich selber und auf seine eigenen unberechenbaren Kosten zu versuchen. Und in dieser so jungen Bekanntschaft mit dem Leiden und dem Unrecht in der Ordnung der menschlichen Angelegenheiten, da kam er — und nicht unnatürlich — zu einem Extrem: nahm die Humanität in die eine, die Wirklichkeit in die andere Hand und wertete sie höher als ihnen künstlerisch zukommt. Es ist ein merkwürdiger Instinkt des Intellekts, dieser Zwang, die Dinge auf die letzte Spitze ihrer Entwicklung zu treiben, logischer zu sein als Leben oder Kunst, zwei sehr launische und unlogische Dinge, bei denen die Schlüsse durchaus nicht immer Premissen haben.

Und doch folgte wie es schien nichts auf diesen Wendepunkt in einem Leben. „Was immer wirklich passiert, ist für die Kunst verloren“ hatte Wilde gesagt. Einer hoffte, aber er hat sich wohl selbst gekannt vom Anfang an. Nichts folgte. Der Witz blieb bis zum Ende, diese am wenigsten persönliche Art der Rede und das liebste Refugium eines Menschen, der Tatsachen nie um ihrer

selbst willen geliebt hat. „Ich sterbe über meine Mittel" war, wie man mir erzählte sein letztes Wort.

Der ganze Mensch war nicht so sehr eine Persönlichkeit als eine Attitüde. Er war kein Denker, aber er tat so; er war kein Dichter, aber er tat so; er war kein Künstler, aber er tat so. Und gerade in seinen Attitüden war er am ehrlichsten. Sie standen für seine Absichten; sie standen für den bessern, unverwirklichten Teil seines Selbst. Deshalb war seine Attitüde dem Leben und der Kunst gegenüber völlig unberührt von seines Lebens Führungsart; seine durchaus rechte und im wesentlichen auszeichnende Begründung der Stellung des Kunstwerkes in der Welt der Gedanken und der Stellung der Schönheit in der Welt der Wirklichkeiten werden in keiner Weise entkräftet von seinem eigenen Versagen, reine Schönheit zu schaffen oder ein durchaus aufrichtiger Künstler zu werden. Ein Talent, so lebhaft am Werke, dass es fast Genie war, trieb und hetzte ihn unausgesetzt zu Tätigkeit, geistiger Tätigkeit. So wie das dienliche Wort immer auf die Lippen kam, so fand ihn auch die passende Attitüde immer bereit, in sie hineinzutreten wie in seinen Schatten. Er besass einen ausserordentlich vernünftigen Verstand, und sieht man näher auf seinen Witz, so wird man da immer eine ganz klare logische Basis finden, wenn er auch in dem Augen-

blick, da er ihn präsentiert, ihn nicht von seiner Basis, sondern von seiner Spitze tragen lässt. Von rein dichterischen Qualitäten hatte er fast nichts. Sein Stil, selbst der seiner Prosa, wird unehrlich, ein verwirrendes Echo von Pater oder einem Franzosen, sowie er schön zu schreiben versucht. Seine Phantasie hatte etwas von dem flackernden, wippenden Licht längs eines elektrischen Drahtes, durch Reibung aus einem Harten, Direkten gelockt, aber nur auf der Oberfläche spielend.

„Doch nur der Philister legt an die Persönlichkeit den gemeinen Massstab des Schaffens an. Dieser junge Dandy — von Wainright ist die Rede — suchte etwas zu sein, nicht etwas zu machen. Er wusste, dass das Leben selbst eine Kunst ist und so gut seinen Stil hat wie die Künste, die es auszudrücken suchen"; und „Kunst drückt nur sich selber aus", sagte er in einem andern Aufsatz desselben Buches, das er so passend ‚Intentions' nannte; und dieses „Prinzip seiner neuen Ästhetik" komplettiert uns seine Ansicht über die Funktion des Lebens. Kunst und Leben haben zwei durchaus getrennte Dinge zu sein, jedes nach Muster gemacht, nicht in natürlichem oder, wie Wilde es genommen haben wollte, in zufälligem Wachstum geworden. Es ist das alte art pour art auf die Spitze getrieben, wo alle Wahrheit falsch wird. Wilde

erklärt, dass die höhere Kunst alle Last menschlichen Geistes abwirft und mehr von einem neuen Mittel oder einem frischen Stoff gewinnt als sie von irgend einem Enthusiasmus für die Kunst oder irgend einer Leidenschaft oder irgend einem neuen Aufwachen menschlichen Bewusstseins gewinnen könnte. Er diskutiert Technik; und wenn auch die Kunst ohne sie nicht sein kann, so ist doch Technik nicht die Kunst.

Und so auch mit dem Leben. Wie er es verwirklichte, dass es möglich ist, aufmerkend bewusst zu sein der „Qualität unserer Augenblicke" und sie nach seinem eigenen Ideal zu gestalten, beständiger und gewissenhafter als dies je versucht wurde, so machte er sich viele Seelen, Seelen mit verschlungenen Mustern und sorgfältig studierter Färbung, in unendlich kleine Zellen verwoben, in jeder ein seltenes Parfüm, vielleicht ein Gift. Jede Seele hatte ihr eigenes Geheimnis und durfte nichts wissen von der Seele, die vor ihr war, noch von der, die nach ihr kommen sollte. Und dieser Schausteller von Seelen wusste nicht immer, dass er mit wirklichen Dingen seine Gaukelkünste trieb, denn für ihn waren sie nicht mehr als die bunten Glaskugeln, die der Jongleur in die Luft wirft und fängt, eine nach der andern. Meist waren die Seelen zufrieden damit, Spielzeug zu sein; nur dann und wann

nahm eine oder die andere malitiöse Rache und wurde so wirklich, dass selbst der Jongleur es merkte. Aber wenn sie so zu wirklich wurden, er musste sie doch in die Luft werfen und fangen, wenn er auch schon an der Geschicklichkeit seines Spieles das Interesse verloren hatte. Aber da er niemals seine Geistesgegenwart verlor, merkten seine Zuschauer, die Welt, den Unterschied nicht.

Unter diesen Seelen war eine nach dem Muster Flauberts, eine andere nach dem Muster Paters, andere kannten Baudelaire und Huysmans und de Quincey und Swinburne. Jede wurde aufgenommen, gebraucht und fallen lassen, als eine Art stehender Illustration zur „Wahrheit der Masken". „Eine Wahrheit in der Kunst ist, dessen Gegenteil ebenso war ist" — so vertrug sich der Kritiker der Schönheit mit dem Autor der witzigsten Stücke unseres Theaters.

Wilde war nie darum bekümmert und darauf aus, dass er genau und richtig verstanden oder auf einer ganz feinen Wage gewogen würde. Aber man wird seiner gedenken, nicht als eines Künstlers in den englischen Schriften, aber doch in den Traditionen unserer Zeit als eines ausserordentlichen Künstlers in Attitüden des Geistes.

IN MEMORIAM O. W.
FRANZ BLEI

Das Leben lässt in erschreckendem Grade die Form vermissen. Seine Katastrophen treten am falschen Ort ein und treffen die Unrechten. Um seine Komödien spielt groteskes Grauen und seine Tragödien enden mit einer Farce. Es verwundet immer, wenn man ihm naht; alles währt zu lange oder zu kurz."

Sollte man ein Beispiel zu diesen Sätzen suchen, man fände kein besseres als das Leben dessen, der sie aufschrieb. Denn an Oscar Wilde ist jedes seiner Worte wahr geworden, bis auf dieses eine, dass die Kunst und die Kunst allein uns gegen die schmutzigen Gefahren des Lebens schützen könne. Seine Sehnsucht zu erfahren, was die Wahrheit mit der Schönheit etwa verbinde, führte ihn auf verrufene und von der Wohlanständigkeit gemiedene Wege des Lebens — er glaubte sie sicher gehen zu können, denn er trug das Sakrament der Schönheit vor sich her, dass es ihm leuchte. Aber das Leben verwundet immer, wenn man ihm aus Träumen kommend naht. Und Wilde hatte wie Dorian Momente, in denen er das Böse nur als ein Mittel ansah, seine Vorstellung des Schönen wirklich zu machen, und man sah ihn mit dem Bösen umgehen. Er erkannte die Sünde als das einzige, das in unserer Zeit Farbe und Leben bewahrt hat, und dass wir zum Heiligen nicht mehr zurück und weit mehr

vom Sünder lernen können. Er war wie Dorian ein Typus, nach dem unsere Zeit so stark verlangt und den sie doch fürchtet, den sie in heimlichen Gedanken vorbildet und verehrt und den sie ans Kreuz schlägt, wenn er zum Leben kommt. Denn noch steht Denken und Tun nicht unter einem Gesetz, und was wir Leben nennen, danken wir dieser Zwiefältigkeit, ohne die die Erde nur um ein sündloses Tier reicher wäre. —

Die künstlerische Hinterlassenschaft Wildes wäre bedeutend genug, dass sein Name für die Zeiten stünde. Aber es hat sein Leben ein Schicksal erfahren, dessen groteske Tragik vor dem Werke steht und einen skurrilen Schatten darüber wirft, der in England dicht und schwarz ist wie die Nacht der Vertilgung. Man könnte die stupide Grausamkeit eines Volkes bewundern, das — der Lord und die Metzgerburschen als eine Masse — seinen Liebling von gestern zwei Jahre lang zu Tode martert, daran noch nicht genug hat und auch das Andenken an ihn ausrotten möchte, als das eines Infamen. —

Wilde hatte viele und nicht geringe Meinungen von sich: er hielt sich für einen Führer und Lehrer der Menschheit, einen Propheten, einen Denker, einen grossen Dichter, einen Dandy. Dass er so oft Anlass nimmt, uns dieser seiner Kräfte zu versichern — er sagt, dass sie ihm eigen sind — das

macht nachdenklich und darüber zweifeln, ob er wirklich Herr dieser Kräfte war, ob eben dieses Bewusstsein seiner suchenden Seele nicht immer im Wege stand, ob er nicht etwa alles nur sein wollte was er zu sein, wahrhaft und wirklich zu sein meinte. Aber auch Ambitionen können das Wesen eines Menschen merkwürdig bestimmen, und Wilde verstand es, für seine Ambitionen ein treffendes Wort und eine deutliche Pose zu improvisieren, denn sein literarisches Temperament war so stark wie sein gesetzloser Egotismus, mit dem er sich über alles Leben stellen zu können meinte. Und wo er die Improvisation weiter treibt, wo er ihr Dauer geben will über den Augenblick hinaus, da werden feinere Ohren das Geräusch einer pedantischen Feile hören — viele, die ihn persönlich gekannt haben, verzichten darauf, seine Bücher zu lesen, weil sie ihnen allzusehr gemacht und falsch geschmückt vorkommen. Er war von jenen, qui passent leurs vie à se parler, die ihre Wirkung unmittelbar sehen müssen und sich daran zu ihrem Besten erregen. Die Exaltation im Schreiben ist nicht die gleiche.

Ähnlich wie Beardsley die Formtraditionen der Präraphaeliten brachte Wilde die ästhetischen Traditionen, die von Pater ausgingen, zu einem Ende, das der Auflösung gleich ist, durch eine heftige und oft pedantische Forcierung des Prinzips

vom Leben in Schönheit, das ihm so zu einem Paradox wird, mit dem zu spielen ihn sein leichter irischer Witz gern verleitet. Kein Dichter hat je die Kunst absoluter über das Leben gestellt als Wilde; sie war ihm weder ein heimliches Laster noch ein Trost, kein Rauschmittel und keine naive Düperie; sie sollte ihm nicht das Leben erträglich machen, sie sollte ihm vielmehr das Leben überhaupt sein, der Sinn des Lebens, als dessen König er sich fühlte und als dessen erste Pflicht er erkannt hatte, so künstlich als möglich zu sein und von der zweiten Pflicht sagte, sie sei noch nicht entdeckt. Die eigene unruhige, unberuhigte Art und die Verblüffung der Welt über seine Andersheit liessen ihn alle Gedanken bis ans Ende denken, wo sie paradox werden, und „was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft". Da waren noch dunkle Gründe und Bezirke im Bereich des Lebens, die er in das Reich seines Lebens bringen musste, das er ohne Grenzen nur fassen konnte, als ein formloses Stück des Grösseren, der Kunst. Nicht des darum Wissens willen lud er die „Schädlinge des Lebens" an seine Tafel, nicht um irgendwelcher Künste willen gelüstete es ihn, von den Früchten aller Bäume im Garten der Welt zu essen — er fühlte: die Vollendung durchläuft den ganzen

Kreis, die Tag- und Nachtseite, und er wollte sich die Welt in seine Brust drücken um des Kunstwerkes seiner selbst willen, dessen Maasse er grösser fand als die alles Lebens. Alles Leben wollte er in sich ziehen, um es aufs neue zu schaffen, sich selbst, den Schöpfer, darin als Erschaffener, schaffend und schauend, geniessend und sich selber ein Genuss.

Da nahmen dem Glücklichen, der „Schmerzen und Sorgen aus dem Wege gegangen war, da sie ihm beide zuwider", da nahmen ihm die Menschen den goldenen Becher aus der Hand, der seiner Seele Perle im Weine hielt, und gaben ihm ein Blechgeschirr dafür, gefüllt mit Ekel und Elend, und nahmen diesem Wandelnden unter dem Licht, der sich ein Gott träumte, alle erfahrenen Möglichkeiten seines Traumes, da sie sein Leben zum Tiefsten erniedrigten. Es war eine Probe auf sein Königtum über das Leben, und er hat sie als Künstler bestanden: er fand sich das Glück der Gestaltung seines Schmerzes und behauptete sein illusionäres Königreich. Er trug auch dieses Leben des Elends, indem er es sich zum Kunstwerk schuf: „Die Darstellung ist für den Künstler die einzige Form, unter der er das Leben begreifen kann."

De Profundis ist ein Kunstwerk, kein Bekenntnis- oder Tagebuch — wer es so nimmt, wird Lügen Unehrlichkeiten darin finden, weil er irgendwelche

menschliche Beweise sucht, die Wilde gar nicht geben will und seinem Wesen nach auch nicht geben kann. Er findet das Pathos seiner Situation, das ihm nötige Piedestal und improvisiert darüber.

Er erinnert sein früheres Leben und findet eines darin nicht, das ihm nun zu seiner Vollendung zu teil ward: den Schmerz. Und er findet für „das purpurne Schauspiel seines Wehs“ die ergreifendsten Worte der Schönheit und richtet seinen Schmerz an der mitleidigen Liebe auf. Schmerz und mitleidige Liebe sind nun sein Piedestal, ohne das seine pathetische Art nicht sein kann. Und in Christus schafft er sich ein Symbol seiner Sehnsüchte und Erfahrungen, in einem Christus, der „des Shelley und Sophokles Bruder“, „ganz ein Kunstwerk“ ist, der „sich die ganze Welt des Unausgesprochenen, die Welt des Schmerzes, die keine Stimme hat, zu seinem Königreich erkor und sich selbst zu ihrem eigenen Sprachrohr machte“. Aus der Not seines Herzens und allen Wünschen seiner Kunst deutet er sich des Heilands Mythologie: „Und da er vermöge der künstlerischen Natur eines, dem Leiden und Kummer Formen waren, durch die er seinen Schönheitsbegriff verwirklichen konnte, inne ward, dass seine Idee wertlos ist bis sie Fleisch wird und zum Bilde, so machte er aus sich das Bild des Leidenden, und als Leidender hat er die Kunst angeregt und beherrscht,

wie es niemals einem griechischen Gotte vergönnt war. — Jesus von Nazareth erschuf sich völlig aus seiner eigenen Phantasie." „Sein vornehmster Zweck war nicht, die Leute zu bessern, so wenig wie die Leiden zu lindern. Er erachtete in einer von der Welt noch nicht begriffenen Weise die Sünde und das Leiden als etwas an sich Schönes und Heiliges, als Gnade der Vollendung."

Der Mensch ist die Geste einer Idee, und die Idee Wildes war die heidnische der alten Welt; es ist wunderbar, zu sehen, wie sie ihn beherrscht, wie ihm Christus als das Symbol des Schmerzes und hingebender Liebe zu einer antiken Gottheit wird, im Kreis der Götter einen Platz füllt, den die Alten leer gelassen.

So sollte nun die letzte Phase seines Lebens wie ein Freund auf ihn warten. Er hat den goldenen Schlüssel, der ihm das Tor in seine vita nuova öffnet, die ihm kein neuer Anfang sondern nur die folgerechte Weiterführung seines früheren Lebens war. Er verzichtet auf nichts, denn er verlangt nach nichts; er weiss: das Glück ist ihm sicher, was auch sei — „Wer könnte mit Freiheit, Blumen, Büchern und dem Mondlicht nicht ganz glücklich sein!" Der Schmerz hat ihn beruhigt: „Ich zittere vor Freude, wenn ich daran denke, dass an dem Tage, an dem ich das Gefängnis verlasse, Goldregen und

Flieder in den Gärten blühen und dass ich sehen werde, wie der Wind das glänzende Gold des einen ohne Rast und Ruh rütteln und das blasspurpurne Gefieder des andern zausen wird, sodass die ganze Luft eine Arabeske sein wird.“ . . .

Aber als er hinaustrat, war nichts da als eine kalte graue Öde und die Banalität eines skurrilen Daseins, über die der goldene Traum der Kunst nichts mehr vermochte. Der gebrochene entlassene Sträfling — das gab kein Piedestal und so keine Möglichkeit der künstlerischen Überwindung. Das Leben tat beleidigt und rächte sich mit einem cynischen Witz an einem Unterlegenen, der aus massloser Liebe zum Leben dessen Gegner sein musste.



LEHREN UND SPRÜCHE
FÜR DIE REIFERE JUGEND
VON OSCAR WILDE

Der Weg des Paradoxen ist der Weg zur Wahrheit. Um die Wirklichkeit zu prüfen, muss man sie auf dem Seil tanzen lassen. Wenn Wahrheiten zu Akrobaten werden, kann man sie beurteilen.

Wir sind nicht in die Welt geschickt, um unsern moralischen Vorurteilen Luft zu machen.

Das Leben ist zu wichtig, um darüber ernsthaft zu sprechen.

Wir denken gut von andern, weil wir uns fürchten. Die Basis des Optimismus ist nackte Furcht.

Worin besteht das Wesen der schönen Lüge? Darin, dass sie sich selbst zu erkennen gibt. Ist einer so phantasielos, dass er seiner Lüge mit Beweisen zu Hilfe kommt, dann soll er lieber gleich die Wahrheit sagen.

Ein Gedanke, der nicht gefährlich ist, ist gar nicht wert, ein Gedanke zu sein.

Die Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn mehr als ein Mensch an sie glaubt.

Wenn der Ernst zu Jahren kommt, wird er Langeweile.

Greise glauben alles, Männer misstrauen allem, die Jugend weiss alles.

Im Examen fragen Narren, worauf Weise keine Antwort wissen.

Der Fleiss ist die Wurzel aller Hässlichkeit.

Nur die Eigenschaften der Oberfläche dauern, — des Menschen tiefere Natur kommt bald zu Tage.

Die Voraussetzung der Vollkommenheit ist der Müssiggang. Das Ziel der Vollkommenheit ist die Jugend.

Es liegt etwas Tragisches darin, dass eine so ungeheure Zahl junger Leute ihr Leben in Schönheit beginnt, um schliesslich einen nützlichen Beruf zu ergreifen.

Selbstliebe ist der Anfang zu einem lebenwährenden Roman.

Es ist von Wichtigkeit, keine geschäftlichen Verpflichtungen einzuhalten, wenn man den Sinn für die Schönheit des Lebens nicht verlieren will.

Wer hartnäckig einsam bleibt, macht sich zu einer beständigen öffentlichen Versuchung.

Drei Adressen flössen selbst Kaufleuten Vertrauen ein.

Die erste Pflicht im Leben ist, so künstlich als möglich zu sein. Die zweite Pflicht ist noch nicht entdeckt.

Alle Wege führen zu einem Ziel — zur Enttäuschung.

Wer über andere redet, ist meistens langweilig. Wer von sich erzählt, fast immer interessant. Wenn man ihn zuklappen könnte, wie ein Buch, dessen man müde ist, wäre er ganz vollkommen.

Nur die geistig Verlorenen streiten.

Etwas, worüber man nicht redet, ist gar nicht geschehen. Nur das Wort gibt den Dingen Realität.

Es ist bei weitem schwerer, über etwas zu reden, als es tun. Im Umkreis des wirklichen Lebens liegt das auf der Hand: jeder kann Geschichte machen, aber nur ein grosser Mensch kann Geschichte schreiben.

Mässigkeit wirkt tödlich. Nur Übermut tut immer gut.

Mässigkeit ist verhängnisvoll: genug ist so wenig wie ein Mahl. Mehr als genug so viel wie ein Fest.

Handeln ist immer leicht. Ja, wo es in gedrängtester Fülle, weil ununterbrochen, auftritt — ich meine den Fleiss —, da ist es nichts anderes als das Asyl der Leute, die gar nichts sonst zu tun haben.

Aufopferung sollte gesetzlich verboten sein. Sie demoralisiert die Leute, denen man sich aufopfert. Sie gehen immer daran zu grunde.

Der Tod und die Vulgarität — das sind zwei Tatsachen des neunzehnten Jahrhunderts, die sich nicht wegdisputieren lassen.

Es hat keinen Sinn, Vorschriften darüber zu machen, was man lesen soll und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur entstammt dem, was man nicht lesen soll.

Jeder Einfluss ist schlecht, aber ein guter Einfluss ist das allerschlechteste.

Nichts macht so alt wie das Glück.

Fragen sind nie indiskret, Antworten sind es bisweilen.

Pflicht ist, was man von andern verlangt, nicht was man selbst tut.

Eine feinfühlige Person ist eine Person, die immer andere auf die Füsse tritt, weil sie selbst Hühneraugen hat.

Wenn es überhaupt einen Zweck des Lebens gibt, so ist es dieser: sich immer in Versuchungen zu begeben.

Der einzige Weg, eine Versuchung loszuwerden, ist, ihr nachzugeben.

Es gibt keine Sünde ausser der Dummheit.

Gewissen und Feigheit sind durchaus dasselbe. Gewissen ist die Firma der Kompagnie, das ist alles.

Der Mensch ist alles andere eher als vernünftig.

Nur weil die Menschheit nie wusste, wohin sie ging, hat sie noch immer vermocht, ihren Weg zu finden.

Der Mensch ist das vernünftigste Tier, das immer die Geduld verliert, wenn es im Einklang mit den Vorschriften seiner Vernunft handeln soll.

Die einfachen Genüsse sind die letzte Zuflucht komplizierter Menschen.

Jede Begierde, die wir ersticken, brütet in unserer Seele ein Gift aus, an dem wir zu grunde gehen.

Die Sünde ist das einzig Farbige, das im modernen Leben übrig geblieben ist.

Jeder Eindruck, den man macht, schafft einem einen Feind. Um populär zu bleiben, muss man mittelmässig sein.

Kein Verbrechen ist vulgär, aber jede Vulgarität ist ein Verbrechen. Vulgarität ist das Benehmen der andern.

Erst Manieren, dann Moralen!

Man kann den moralischen Instinkt so ausbilden, dass er überall hervorbricht, wo er überflüssig ist.

Selbstaufopferung ist ein Überbleibsel jener Selbstverstümmelung der Wilden, ein Stück jener Anbetung des Schmerzes, die in der Weltgeschichte eine so schlimme Rolle spielt und jetzt noch ihre Opfer fordert.

Es ist gut für unsere Eitelkeit, dass wir den Mörder hinrichten. Denn liessen wir ihn am Leben, könnte er sehen, was wir durch sein Verbrechen gewannen. Es ist gut für den Frieden des Märtyrers, dass er in sein Martyrum geht. So braucht er nicht das Grauen seiner Ernte zu sehen.

Handeln ist nichts als gemeine Anbequemung an die Tatsachen.

Früher erhoben wir unsere Helden zu Göttern, jetzt ziehen wir sie in den Staub der Erde nieder. Volksausgaben grosser Bücher können köstlich sein, aber Volksausgaben grosser Männer sind einfach abscheulich.

Lebten wir lange genug, um die Erfolge unseres Tuns zu sehen, es könnte sein, dass die, die sich die Guten nennen, unter dem Alp der Gewissensqual dahinsiechten, und dass die, welche die Welt die Bösen nennt, von edelster Freude erfüllt, sich erhöben.

Zurück zum Heiligen können wir nicht, weit eher können wir vom Sünder lernen.

Der, dem das Gegenwärtige das einzig Gegenwärtige ist, weiss nichts von der Zeit, in der er lebt.

Das wahre Geheimnis der Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren.

Das Überhandnehmen des ‚gemeinen Menschenverstandes' in Dingen der Religion kann nicht genug bedauert werden. Es bedeutet das eine höchst

törichte und herabsetzende Einwilligung in eine ganz gemeine Art des Naturalismus, und entspringt einer vollkommenen psychologischen Unkenntnis. Die Menschheit kann an Dinge glauben, die unmöglich sind, sie wird aber nie an Dinge glauben, die unwahrscheinlich sind.

Die Moral ist immer die letzte Zuflucht der Leute, die die Schönheit nicht begreifen.

Wer vom Leben nichts wissen will, für den gibt es ein sicheres Mittel: er suche sich nützlich zu machen.

Bei uns ist das Denken stets auf den Vorteil gerichtet und dadurch verächtlich geworden. Wer von ihnen allen, die im Getriebe und Gedränge des wirklichen Dasein stehen, als lärmende Politiker, schreiende Weltverbesserer oder beschränkte Priester, die alle von dem Leiden des kleinen, unwichtigen Teils der Gemeinden, in die ihr Los sie warf, geblendet sind — wer von ihnen allen könnte sich über irgend etwas ein unabhängiges Urteil bilden? Jeder Beruf ist schon ein Vorurteil. Der Zwang, ‚Carriere zu machen‘, treibt jeden in die Arme von Parteien. Wir leben in einer Zeit, die zu viel arbeitet und zu wenig erzogen ist, in einer Zeit, wo die Leute vor Fleiss blödsinnig werden.

Die, welche da das Volk zu führen suchen, können es nur, indem sie dem Pöbel folgen. Die Wege der Götter müssen durch die Stimme eines Predigers in der Wüste bereitet werden.

Die Entwicklung einer Rasse hängt von der Entwicklung des Einzelnen ab, und wo die Selbsterziehung nicht mehr das Nächste ist, da sinkt sofort der geistige Massstab und oft genug geht er völlig verloren. Selbsterziehung ist das wahre Ideal des Menschen. Goethe wusste das, und was wir Goethe verdanken, ist mehr als wir irgend einem verdanken seit den Tagen der Griechen.

Wenn im Gebiete der Ethik der Menschenfreund die anstössigste Erscheinung ist, so ist es im Reiche des Geistes derjenige, der so sehr damit beschäftigt ist, andere zu erziehen, dass er nie Zeit hat, das an sich selbst zu besorgen.

Es ist so leicht, mit den Leuten Mitleid zu haben. Und so schwer, Gedanken mitzufühlen.

Wer rückwärts in seine Vergangenheit schaut, verdient nicht, dass vor ihm eine Zukunft liegt, in die er schauen könnte.

Was die Menschen Unaufrichtigkeit nennen, ist

nichts anderes als ein Mittel, unsere Wesenheit zu vervielfältigen.

Es ist immer schwerer zu zerstören als aufzubauen, und wenn das, was wir zerstören müssen, Dummheit heisst, so fordert die Zerstörung nicht nur Mut, sondern auch Verachtung.

So lange der Krieg als gottlos angesehen wird, wird er seinen Reiz behalten. Erst wenn man ihn als gemein ansieht, wird er seine Popularität verlieren.

Schöne Sünden sind wie alle schönen Dinge das Privilegium der Reichen.

Von allen Posen ist die moralische die unanständigste.

Es gibt nur eine Entschuldigung dafür, sich manchmal ein wenig übertrieben anzuziehen: immer überkultiviert zu sein.

Es gibt nichts Ungesunderes als das Denken, und die Menschen gehen daran zu grunde wie an jeder anderen Krankheit.

Wer einen Unterschied zwischen Seele und Körper findet, hat weder das eine noch das andere.

Verworfenheit ist ein Mythus, den gute Leute erfunden haben, um die seltsame Anziehungskraft anderer zu erklären.

Wären die Armen nur nicht so hässlich, wäre die soziale Frage leicht gelöst.

Religionen sterben, sobald man ihre Wahrheit nachweist. Die Wissenschaft ist die Geschichte verstorbener Religionen.

Nur die Götter kosten vom Tode. Apollo schwand dahin, doch Hyacinth lebt fort, ob auch die Menschen sagen, Apollo habe ihn erschlagen. Nero und Narcissus sind immer um uns.

Unwissenheit ist eine zarte exotische Frucht: berühre sie und der Flaum ist verschwunden.

Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die wirklich faszinieren: die, welche absolut alles wissen, und die, welche absolut nichts wissen.

Vermeide stets zu begründen. Es ist immer gemein und überzeugt bisweilen.

Die beiden schwachen Seiten unserer Zeit sind ihr Mangel an Prinzipien und ihr Mangel an Physiognomie.

Das Unerwartete zu erwarten ist das Zeichen eines ganz modernen Intellekts.

Moralität ist eine Pose; wir wenden sie gegen Leute an, die uns unangenehm sind.

Gebildete widersprechen andern, Weise widersprechen sich.

Wenn man die Wahrheit sagt, kommt es sicherlich früher oder später an den Tag.

Das Vergnügen ist das einzige, wofür man leben sollte.

Die Zigarette ist der vollendete Typus eines vollkommenen Genusses: sie ist köstlich und lässt uns unbefriedigt.

Nur wer seine Schulden nicht bezahlt ist sicher, im Gedächtnis von Krämern zu leben.

Zeit ist Geldverschwendung.

Man sollte stets ein wenig unwahrscheinlich sein.

Es schwebt ein Verhängnis über allen guten Entschlüssen: man fasst sie ohne Ausnahme zu früh.

Nur Flachköpfe kennen sich.

Frühreif sein heisst: vollkommen sein.

Ehrgeiz ist die letzte Zuflucht der Schiffbrüchigen.

Wer sich darüber Gedanken macht, was im Benehmen recht oder unrecht ist, verrät, dass er geistig zurückgeblieben ist.

Die griechische Kleidung war wesentlich unkünstlerisch. Nur der Körper soll den Körper offenbaren.

Die Zeiten leben in der Geschichte durch die Anachronismen.

Dass man nicht über uns spricht, ist das einzige, was schlimmer ist als dass man über uns spricht.

Die Humanität nimmt sich zu ernst. Sie ist die erste Sünde der Welt. Hätte der Höhlenmensch das Lachen gekannt, die Geschichte wäre einen anderen Weg gegangen.

Gute Vorsätze sind Checks, die man auf eine Bank zieht, bei der man kein Konto hat.

Geistiges zu generalisieren ist immer interessant. Aber Moralisches zu generalisiren ist ein Unsinn.

Was heisst Tugend? Renan sagt uns, die Natur kümmere sich wenig um die Keuschheit. Und viel-

leicht verdanken unsere Lukretien ihre Makellosigkeit weniger ihrer eigenen Reinheit als der Schande der Magdalenen.

Der Wert einer Idee hat nichts mit der Wahrhaftigkeit dessen zu tun, der ihr Ausdruck gibt. Es ist sogar wahrscheinlich, dass eine Idee um so geistiger ist, je unaufrichtiger der Mensch ist. Denn umso weniger wird sie von seinen Bedürfnissen, seinen Wünschen oder seinen Vorurteilen modifiziert sein.

Gut sein, heisst: mit sich im Einklang sein.

Das einzig Furchtbare in der Welt ist die Langeweile. Das ist die Sünde, für die es keine Vergebung gibt.

Mir gefallen Menschen besser als Prinzipien. Und Menschen ohne Prinzipien besser als irgendwas in der Welt.

Weshalb können nur die Menschen nicht von dem alten ausgetretenen Sündenpfad abweichen und ein bisschen originell in ihren Lastern sein — wenn sie schon einmal sündigen müssen.

Der einzige Unterschied zwischen einem Heiligen und einem Sünder ist der, dass jeder Heilige eine Vergangenheit und jeder Sünder eine Zukunft hat.

Es gibt Sünden, die schöner sind als irgendwas in der Welt, Sünden und Laster, die unwiderstehlich immer wieder den anziehen, der die Schönheit über alles liebt.

Das Geheimnis der Liebe ist grösser als das Geheimnis des Todes.

Die Leute, die nur einmal in ihrem Leben lieben, sind die wirklich Oberflächlichen. Was sie ihre Treue nennen, das nenne ich die erschlaffende Wirkung der Gewohnheit oder einen Mangel an Phantasie. Treue ist für das Leben des Gefühls dasselbe wie Konsequenz für das Leben des Intellekts: das Eingeständnis des Misserfolges.

Was für ein Reden die Leute um die Treue machen. Selbst in der Liebe ist sie nur ein Problem der Physiologie. Sie hat mit unserem Willen gar nichts zu tun. Junge Leute möchten treu sein und können es nicht. Alte Leute möchten untreu sein und können es auch nicht. Mehr kann man da kaum sagen.

Wer treu ist, kennt nur die triviale Seite der Liebe. Die Untreuen allein kennen ihre Tragödien.

Oberflächliche Trauer und oberflächliche Liebe leben lang. Grosse Liebe und grosser Schmerz vernichten sich durch ihre eigene Fülle.

Wenn man liebt, täuscht man immer zuerst sich, später andere.

Was ist der Unterschied zwischen einer Laune und einer ewigen Liebe? Die Laune dauert ein wenig länger.

Ein Mann kann mit jeder Frau glücklich sein, vorausgesetzt, dass er sie nicht liebt.

Die Frauen lieben uns um unsere Fehler. Hätten wir genug Fehler, so würden sie uns alles verzeihen, selbst unser Genie.

Man kann immer nett gegen die sein, die einen nichts angehn.

Wir können im Leben höchstens eine grosse Erfahrung haben. Und das Geheimnis des Lebens ist, sie so oft als möglich wiederzuhaben.

Erfahrung ist eine Sache des intuitiven Lebens.

Ich bin durchaus nicht cynisch, ich habe nur Erfahrung — und das ist so ziemlich dasselbe.

Gesunden Menschenverstand kann jedermann haben — vorausgesetzt natürlich, er hat keine Phantasie.

Ein Cyniker ist ein Mensch, der von allen Dingen den Preis und von keinem den Wert weiss. Ein

Sentimentaler ist ein Mensch, der allen Dingen einen lächerlichen Wert gibt und von keinem einzigen den Marktpreis kennt.

Das Leben ist eine Taktfrage.

Niemand begeht ein Verbrechen ohne zugleich eine Dummheit zu begehen.

Es ist so leicht, andere, und so schwer, sich selbst zu bekehren.

Das einzige, was uns das ganze Leben hindurch aufrecht erhält, ist die Überzeugung von der entschiedenen Inferiorität der andern.

Die Tragödie des Alters liegt nicht darin, dass man alt wird, sondern dass man jung ist.

Wir vom Ende dieses glorreichen Jahrhunderts sind zu verfeinert, zu kritisch, zu intellektuell und zu lüstern nach erwählten Genüssen, um Spekulationen über das Leben für das Leben einzutauschen. Uns ist die Citta Divina farblos, die Fruitio Dei leer geworden. Die Metaphysik befriedigt uns nicht und die religiöse Ekstase ist aus der Mode. Die Welt, die den Philosophieprofessor zum Zuschauer aller Zeiten und alles Seins macht, ist nicht mehr die Welt der Ideale, sondern nur noch eine Welt ab-

strakter Ideen. Wir verhungern unter den Gespenstern des Denkens. Die Hallen der Stadt Gottes stehen uns nicht mehr offen. An ihren Toren steht die Dummheit Wache, und wer hinein will muss erst alles abliefern, was göttlich an ihm ist.

Jeder Mensch lebt sein Leben und zahlt seinen Preis dafür. Nur schade, dass man so oft für ein und dasselbe zahlen muss. In seinen Geschäften mit den Menschen schliesst das Schicksal seine Rechnung nie.

Jeder grosse Mann hat heute seine Jünger, und seine Biographie schreibt immer — Judas.

Ich glaube, wenn auch nur ein Mensch sein Leben ganz und von Grund auf auslebte, wenn er jedem Gefühl Form, jedem Gedanken Ausdruck, jedem Traum Wirklichkeit verliehe — es würde ein so neuer Strom der Freude durch die Welt fliessen, dass wir alles Kranke des Mittelalters vergessen und zum griechischen Ideal zurückkehren würden, vielleicht sogar zu einem noch feineren, reicheren als dem griechischen Ideal.

Die Furcht vor der Gesellschaft, auf der die Moral sich gründet, die Furcht vor Gott, die das Geheimnis der Religion ist — das sind die beiden Gewalten, die uns beherrschen.

Wenn ich über die Religion nachdenke, ist es mir, als ob ich gern einen Orden für die gründen möchte, die nicht glauben können. Ich möchte ihn Brüderschaft der Ungläubigen nennen. In ihr würde auf einem Altar, auf dem keine Kerze brennte, ein Priester, in dessen Herzen der Friede keine Ruhestatt hätte, mit ungeweihtem Brot und einem Kelche, in dem kein Wein ist, Gottesdienst halten. Um wahr zu sein, muss alles zur Religion werden. Die Lehre der Agnostiker sollte ebenso ihr Ritual haben wie der kirchliche Glaube. Sie hat ihre Märtyrer gesät, sie sollte ihre Heiligen ernten und Gott täglich dafür danken, dass er sich den Blicken der Menschen verborgen hat.

Die meisten Leute sind andere Leute. Ihre Gedanken sind die Meinungen anderer, ihr Leben ist Mimikry, ihre Leidenschaften sind ein Zitat.

Die Banausen, denen das Leben eine arglistige Spekulation ist, die von einer sorgfältigen Berechnung der dazu nötigen Mittel und Wege abhängt, wissen allezeit, wohin sie gehen, und gehen auch dahin. Sie treten mit dem idealen Lebenszweck auf den Plan, Kirchendiener zu werden, und einerlei auf welchen Posten sie gestellt sind, das gelingt ihnen auch. Mehr nicht. Ein Mann, der danach

trachtet, etwas zu werden, was nicht in ihm liegt: ein Parlamentsmitglied, ein erfolgreicher Grünkram-händler, ein hervorragender Anwalt, Richter oder sonst etwas ganz gleich langweiliges, sieht allemal sein Streben von Erfolg gekrönt. Das ist seine Strafe. Wer eine Larve will, der muss sie auch tragen. Menschen, die nur auf die Entfaltung ihres eigenen Ich aus sind, wissen niemals, wohin sie ihr Weg führt, und können es nicht wissen, denn niemand kann die Bahn seiner eigenen Seele be-rechnen.

Seine eigenen Erfahrungen bedauern, heisst, seine eigene Entwicklung hemmen. Seine eigenen Erfah-rungen verleugnen, heisst, seinem eigenen Leben eine Lüge auf die Lippen legen.

Die Wahrheit sprechen ist etwas peinliches. Lügen sagen müssen ist aber viel schlimmer.

Grosse Leidenschaften sind für grosse Seelen, und die grossen Ereignisse können nur von denen er-kannt werden, die auf gleicher Höhe mit ihnen stehen.

Die meisten Menschen werden gezwungen, Rollen zu spielen, für die sie nicht passen. Unsere Gülden-sterne spielen den Hamlet und unser Hamlet muss scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber die Rollen sind schlecht verteilt.

Die Gesellschaft verwildert weit mehr durch tägliches Beschäftigen mit Bestrafungen als durch gelegentliche Verbrechen.

Das Publikum fühlt sich am wohlsten, wenn eine Mittelmässigkeit zu ihm redet. Es ist merkwürdig duldsam. Es verzeiht alles, nur nicht das Genie.

Selbstmord ist das grösste Kompliment, das man der Gesellschaft machen kann.

Man sollte nie etwas tun, worüber man nach Tisch nicht reden kann.

Die Basis für einen Klatsch ist eine unmoralische Gewissheit.

Ich liebe Männer, die eine Zukunft, und Frauen, die eine Vergangenheit haben.

Nur über Dinge, die einen nichts angehen, kann man unparteiisch urteilen.

Wenn ein Mann anfängt, seine häuslichen Pflichten zu vernachlässigen wird er unangenehm weibisch.

Verwandte sind nichts als eine Gesellschaft von Leuten, die keine Ahnung davon haben, wie man leben soll, noch den Takt besitzen, zur rechten Zeit zu sterben.

Manche Frau versucht, einen Salon zu gründen, und es gelingt ihr nur, ein Restaurant zu eröffnen.

Nichts nehmen die Leute so übel, als wenn sie keine Einladung bekommen.

Die einzige mögliche Gesellschaft ist man selbst.

Um sich auch in der besten Gesellschaft gut einzuführen, muss man sie heutzutage entweder gut füttern oder gut amüsieren oder aber entsetzen.

Es ist lächerlich, die Leute in gute und böse einzuteilen. Die Leute sind entweder amüsant oder langweilig.

Die Familie ist eine schreckliche Last. Besonders für jemanden, der nicht verheiratet ist.

Die Männer lernen das Leben zu früh, die Frauen es zu spät kennen. Das ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern.

Weiber sind Bilder, Männer sind Probleme. Wenn Sie wissen wollen, was eine Frau wirklich meint, — was nebenbei gesagt immer eine gefährliche Sache ist — so sehen Sie sie an, aber hören Sie ihr nicht zu.

Frauen werden nie durch Komplimente entwaffnet, Männer immer.

Die Frauen behandeln uns wie die Menschheit ihre Götter; sie beten uns an, und wir müssen uns abmühn, etwas für sie zu tun.

Die Frauen geben uns Männern den Wunsch, Meisterwerke zu schaffen und hindern uns, sie auszuführen.

Die Männer wollen immer die erste Liebe einer Frau sein. Darin liegt ihre Ungeschicklichkeit. Die Frauen haben in diesen Dingen einen subtileren Instinkt: sie wollen die letzte Leidenschaft eines Mannes sein.

Es gibt im Leben einer Frau nur eine einzige Tragödie: die Tatsache, dass ihre Vergangenheit immer ihr Geliebter, ihre Zukunft regelmässig ihr Gatte ist.

Die Frauen lieben mit den Ohren, wie die Männer mit den Augen lieben — wenn überhaupt.

Die Frauen leben von ihren Gemütsbewegungen und nur von diesen. Sie haben keine Lebensauffassung.

Frauen verteidigen sich durch Angriff, wie sie angreifen, indem sie sich plötzlich ergeben.

Ich liebe Männer, die eine Zukunft, und Frauen, die eine Vergangenheit haben.

Frauen haben einen wundervollen Instinkt. Sie finden alles, nur nicht, was auf der Hand liegt.

Der einzige Reiz der Vergangenheit ist, dass sie vergangen ist. Aber die Frauen wissen nie, wann das Spiel aus ist. Sie verlangen immer einen sechsten Akt. Sobald jedes Interesse am Spiel vorbei ist, gerade dann wollen sie es fortsetzen. Wenn man ihnen ihren Willen liesse, so hätte jede Komödie einen tragischen Schluss und jede Tragödie ginge auf eine Farce aus.

Die Geschichte der Frauen ist die Geschichte der schlimmsten Form der Tyrannei, die die Welt je erkannt hat. Nämlich die Tyrannei der Schwachen über die Starken.

Bei einer bezaubernden Frau ist ihr Geschlecht keine Verteidigung, sondern eine Herausforderung.

In der Saison dreht sich alles um die Ehe: entweder man jagt nach Ehemännern, oder man verbirgt sich vor ihnen.

Frauen verstehen die Schönheit nicht zu würdigen, wenigstens die guten Frauen nicht.

Eine Frau kann einen Mann immer nur dadurch anders machen, dass sie ihn so lange quält, bis er alles Interesse am Leben verloren hat.

Schlechte Frauen sind lästig, gute sind langweilig — das ist der einzige Unterschied.

Jede Frau wird schliesslich wie ihre Mutter — das ist ihre Tragödie.

Die Männer heiraten aus Müdigkeit, die Weiber aus Neugierde — und beide sind dann arg enttäuscht.

Meine Meinung ist, dass immer die Frauen uns Männern den Antrag machen, und nicht wir den Frauen.

Wenn eine Frau zum zweitenmal heiratet, tut sie es, weil sie ihren ersten Mann verabscheute. Wenn ein Mann zum zweitenmal heiratet, so tut er es, weil er seine erste Frau anbetete. Frauen versuchen ihr Glück, die Männer setzen das ihre aufs Spiel.

Zwanzig Jahre Romantik machen eine Frau zu einer Ruine. Aber zwanzig Jahre Ehe machen sie fast zu einem öffentlichen Gebäude.

Das Glück eines verheirateten Mannes hängt von Leuten ab, die er eigentlich gar nicht geheiratet hat.

Der Reiz der Ehe liegt gerade darin, dass sie ein Leben der Täuschung für beide Teile unmöglich macht.

Der wirkliche Nachteil der Ehe ist der, dass sie uns selbstlos macht. Und selbstlose Leute sind farblos. Es fehlt ihnen an Individualität. Aber es gibt Temperamente, die durch die Ehe nur noch komplizierter werden. Sie bewahren ihren Egoismus und gewinnen noch manches neue Ich hinzu. Sie sind gezwungen, mehr als ein Leben zu führen. Sie werden höher organisiert. Und hoch organisiert zu sein, ist das Ziel unseres Daseins. Und dann ist jede Erfahrung wertvoll, und eine Erfahrung, das ist die Ehe sicher, was man auch sonst gegen sie sagen kann.

Wenn eine Frau ihre Fehler nicht reizvoll machen kann, so ist sie nur ein weibliches Wesen.

Das Buch der Bücher fängt mit einem Mann und einer Frau in einem Garten an und endigt mit Enthüllungen und Offenbarungen.

Mit dem Jeu de Mariage ist es eine eigene Sache: die Frauen haben alle Trümpfe in den Händen und verlieren doch immer den letzten Stich.

Heute leben alle verheirateten Männer wie Junggesellen und alle Junggesellen wie verheiratete Männer.

Wenn ein Mann etwas ganz Blödsinniges tut, so tut er es immer aus den edelsten Motiven.

Ich möchte wissen, weshalb unsere Eltern immer so langweilig sind.

Kinder lieben anfangs ihre Eltern; wenn sie älter werden, beurteilen sie sie; bisweilen verzeihen sie ihnen.

Was ist Wahrheit? In Sachen der Religion: die Meinung, die überlebte Meinung. In den Dingen der Wissenschaft: die letzte Entdeckung. In der Kunst: unsere letzte Stimmung.

In der Kunst gibt es keine allgemeine Wahrheit. Eine Wahrheit in der Kunst ist etwas, dessen Umkehrung ebenso wahr ist.

Alle Kunst ist nutzlos.

In der Dichtung kann man nur Dinge brauchen, die man im Leben zu gebrauchen aufgehört hat.

Die Kunst zu offenbaren, den Künstler zu verbergen — das ist das Ziel der Kunst.

Kein Künstler will beweisen. Selbst Dinge, die wahr sind, lassen sich beweisen.

Eine ethische Sympathie ist beim Künstler unverzeihliche Manier des Stiles. Kein Künstler ist moralisch.

Den Zuschauer, nicht das Leben spiegelt die Kunst in Wahrheit.

Die einzig wirklich schönen Dinge sind die, die uns nichts angehen. Gerade weil uns Hekuba nichts angeht, bilden ihre Leiden einen so herrlichen Gegenstand der tragischen Kunst.

Die Kunst stellt nichts dar ausser sich selbst.

Das wahre Geheimnis der Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren.

Dass ein Künstler ein Giftmörder ist, sagt nichts gegen seine Prosa. Häusliche Tugenden gehen die Kunst nichts an, wenn sie auch Künstlern zweiten Ranges zur Empfehlung gereichen mögen.

Alles was wirklich vorfällt, ist für die Kunst verloren. Alle schlechte Dichtung kommt aus echtem Gefühl. Natürlich sein heisst allzu verständlich sein, und allzu verständlich sein heisst unkünstlerisch sein.

Nicht nur in der Kunst ist der Körper die Seele.

Man kann die Kunst auf doppelte Weise hassen: einmal, indem man sie hasst. Und dann: indem man sie in den Grenzen der Vernunft liebt.

Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.

Es ist wichtiger, dass jemand sich über eine Rosenblüte freut, als dass er ihre Wurzel unter das Mikroskop bringt.

Alles Schöne gehört nur einer Zeit an.

Wir leben in einer Zeit, die zu viel liest, um weise, die zu viel denkt, um schön zu sein.

Die Kunst kann nur durch sich selber vollkommen werden. Die Ähnlichkeit mit der sichtbaren Welt ist für die Beurteilung vollständig gleichgültig. Sie ist eher ein Schleier als ein Spiegel. Ihr sind Formen zu eigen, die wirklicher sind als das Leben, und auch die hohen Urbilder, von denen alle wirklichen Dinge nur unvollendete Abbilder sind.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Naturalismus ist die Wut Calibans, der sein Gesicht im Spiegel sieht. Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Romantik ist die Wut Calibans, der sein Gesicht n i c h t im Spiegel sieht.

Wer hässlichen Sinn in schönen Dingen findet, ist verderbt, ohne zu bezaubern. Das ist ein Fehler. Wer schönen Sinn in schönen Dingen findet, hat Kultur. Für ihn ist Hoffnung. Die Auserwählten sind die, denen schöne Dinge nichts sonst bedeuten als Schönheit.

Man sagt bisweilen, die Kunst werde zu krankhaft. Soweit die Psychologie in Betracht kommt, war sie nie krankhaft genug. Wir haben erst an die Haut der Seele gerührt, weiter nichts.

Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol. Wer unter die Oberfläche dringt, tut es auf eigene Gefahr. Wer das Symbol liebt, tut es auf eigene Gefahr.

Die Kunst hat glücklicherweise noch immer gewusst, die Wahrheit zu verbergen.

Ein wirklich gut gemachtes Bukett fürs Knopfloch ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet.

In allen unwesentlichen Dingen kommt es auf den Stil, nicht auf die Wahrhaftigkeit an. In allen wesentlichen Dingen kommt es auf den Stil und nicht auf die Wahrhaftigkeit an.

Kein grosser Künstler sieht die Dinge, wie sie wirklich sind. Er würde aufhören, Künstler zu sein.

Nur den grossen Meistern des Stiles gelingt es, dunkel zu sein.

Die Art des Lügens, die allein über jeder Kritik steht, ist das Lügen um seiner selbst willen, und ihre höchste Entwicklungsstufe ist die Lüge in der Kunst. Das letzte Geheimnis der Kunst wird denen für immer verborgen sein, die die Wahrheit mehr lieben als die Schönheit.

Mancher junge Mensch tritt ins Leben mit der natürlichen Anlage zu übertreiben, einer Anlage, die man sorgfältig pflegen und an den höchsten Beispielen züchten sollte, damit etwas Grosses und Herrliches aus ihr werde. In der Regel aber geht ein solcher junger Mensch zu Grunde. Er gerät entweder in den Schlendrian einer peinlichen Genauigkeit, oder er sucht die Gesellschaft von älteren und wohlunterrichteten Leuten auf. Beides ist seiner Phantasie — und der Phantasie eines jeden — verhängnisvoll: es dauert nicht lange, so beginnt er eine krankhafte Vorliebe für die Wahrheit zu zeigen.

Unser Geschlecht ist entartet: wir haben unsere Erstgeburt für ein Gericht von Tatsachen verkauft.

Welcher Unterschied ist zwischen Journalismus und Literatur? Die Journalisten kann man nicht lesen, und die Literatur liest man nicht.

Die Tatsachen vulgarisieren die Menschheit. Wenn nichts geschieht, um die heutige Vergötterung von Tatsachen auszurotten, oder sie doch einzudämmen, dann wird die Kunst welken und die Schönheit von uns gehen.

Wenn der Mensch handelt, ist er eine Puppe. Wenn er schildert, ist er ein Dichter. Das ist das ganze Geheimnis.

Die einzigen Porträts, an deren Echtheit man glaubt, sind solche, in denen das Modell die Nebenrolle, die Persönlichkeit des Malers die Hauptrolle spielt. Holbeins Zeichnungen von Männern und Frauen wirken durch ihre unmittelbare Lebendigkeit. Das liegt aber daran, dass Holbein das Leben zwang, seine Bedingungen anzunehmen, die Grenzen, die er ihm setzte, zu wahren, den Typus, den er schuf, nachzubilden und nur in der Gestalt Erscheinung zu werden, in der er es wünschte. Es ist der Stil, der unser Zutraun erweckt, und nur der Stil. Die meisten unserer heutigen Porträtmaler werden notwendig in vollkommene Vergessenheit geraten. Sie malen niemals was sie sehen; sie malen, was das Publikum sieht, und das Publikum sieht gar nichts.

Das Schweifende, Gehaltlose stösst immer das ästhetische Empfinden ab. Die Griechen waren ein

Volk von Künstlern, weil sie den Sinn des Unendlichen nicht kannten. Wie Aristoteles, wie Goethe, nachdem er den Kant gelesen hatte, sehnen wir uns nach dem Festen, Greifbaren, und nichts sonst als das Greifbare kann uns befriedigen.

Die Form ist alles. Sie ist das Geheimnis des Lebens. Gib der Trauer Ausdruck, so ist sie dir teuer. Gib der Freude Ausdruck, sie ist dir verdoppelt. Beginne mit der Verehrung der Form, und kein Geheimnis der Kunst wird dir unentschleiert bleiben.

Alle die zarte Arbeit der Phantasie ist bewusst und gewollt. Kein Dichter, wenigstens kein grosser Dichter singt, weil er singen muss. Er dichtet, weil er es will. Und so war es immer und so ist es jetzt. Es gibt keine Kunst ohne Bewusstheit.

Es ist ein Irrtum, wenn man meint, die Leidenschaft während des Schaffens zeige sich jemals in dem Werke, das man schafft. Die Kunst ist stets abstrakter, als wir denken. Form und Farbe erzählen von Form und Farbe, von weiter nichts.

Gute Künstler existieren nur in dem, was sie schaffen, und sind als Personen deshalb uninteressant.

Die Schönheit hat so viele Bedeutungen wie der Mensch Stimmungen hat. Sie ist das Symbol der Symbole.

Die Schönheit offenbart alles, weil sie nichts ausdrückt.

Die Musik ist der vollkommenste Typus der Kunst: sie verrät nie ihr letztes Geheimnis.

Die Kunst spiegelt den Zuschauer, nicht das Leben.

Ich möchte die Kritik ein Schaffen aus Geschaffenem nennen. Denn wie die grossen Künstler von Homer und Aeschylos bis zu Shakespeare und Keats nicht dem Leben selbst ihre Stoffe entnahmen, so behandelt der Kritiker Stoffe, die andere für ihn gleichsam schon gereinigt, geformt haben. Ich gehe noch weiter: die höchste Kritik gibt die reine Form persönlichen Eindrucks und ist also in ihrer Art schöpferischer als das Schaffen selber. Denn sie kann an keinem äusseren Massstab gemessen werden. Sie ist ihre eigene Ursache, in sich und für sich ein Ziel und Ende. Man kann von der Dichtung an die Welt der Tatsachen appellieren. Über der Seele aber gibt es keine Instanz — und die höchste Kritik ist nichts anderes, als ein Erzählen von seiner eigenen Seele.

Der kritische Geist ist es, der neue Formen schafft. Das Schaffen neigt zu Wiederholungen. Jede neue Schule verdanken wir der Kritik, wie jede neue Form, die sich der Kunst darbietet. Jede neue Schule flucht der Kritik und dankt ihr doch ihr Dasein. Blosse schaffende Kraft neuert nicht, sondern wiederholt.

Für den Kritiker ist das Kunstwerk nur der Ausgangspunkt für ein neues, eigenes Werk, das nicht notwendig eine sichtbare Ähnlichkeit mit dem kritisierten Werke zu haben braucht. Das wichtigste Merkmal der schönen Form ist, dass man hineinlegen kann, was man will, und in ihr sehen kann, was man zu sehen wünscht.

Die Kritik erfordert viel mehr Kultur, als das Schaffen. Einen dreibändigen Roman kann jeder schreiben. Dazu braucht man weder etwas vom Leben, noch von der Literatur zu wissen. Für den Kritiker aber liegt die grösste Schwierigkeit darin, überhaupt irgend einen Massstab zu behaupten. Wo kein Stil ist, ist natürlich jeder Massstab unmöglich. Die armen Leute sind nur noch die Berichterstatter der literarischen Polizei. Sie melden die Taten der Gewohnheitsverbrecher in der Kunst.

Der Kritiker ist ein Mensch, der es versteht, seinen Eindruck von schönen Dingen in einen andern Stil oder ein neues Mittel zu übertragen. Er ist ein Mensch, der uns ein Kunstwerk in einer neuen Form zeigt. Wer aber ein neues Verfahren anwendet, ist ein Kritiker und ein Schaffender zugleich.

In der ästhetischen Kritik kommt alles auf den Standpunkt an.

Die höchste und die niedrigste Form der Kritik ist eine Art Autobiographie.

Der Kritiker kann im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar nicht gerecht sein. Ein unparteiisches Urteil ist wertlos. Wer beide Seiten einer Sache sieht, sieht gar nichts. Nur ein Auktionator kann unparteiisch und gleichmässig alle Kunstschulen bewundern.

Der Kritiker kann die Persönlichkeit und das Werk anderer nur dann auslegen und deuten, wenn er seine eigene Persönlichkeit so stark als möglich betont.

Der feinfühlige Kritiker wird jene aufdringlichen Kunstarten ablehnen, die nur eine Botschaft zu

bringen haben und nachher stumm und unfruchtbar sind. Er sucht nach einer Kunst, die seinen Traum und seine Stimmung befruchtet und durch ihre unirdische Schönheit jede Deutung als wahr, aber keine Deutung als endgültig erscheinen lässt.

Die Kunst wendet sich zunächst weder an den Verstand, noch an das Gefühl, sondern einzig an das künstlerische Temperament. Und dieser ‚Geschmack' wird unbewusst gebildet und erzogen durch die häufige Berührung mit den besten Werken, bis er endlich etwas wie ein richtiges Urteil wird.

Das erste Erfordernis für einen Kritiker ist Temperament — ein Temperament, das für die Schönheit und die Sensationen der Schönheit feinstempfänglich ist.

Kein Kunstwerk darf nach Gesetzen beurteilt werden, die nicht aus seiner spezifischen Art abgeleitet sind. Die Frage ist nur, ob es in sich geschlossen ist oder nicht.

Man sagt den Kritikern bisweilen nach, sie läsen die Bücher gar nicht durch, die sie besprechen sollen. Das tun sie auch nicht, sollten es wenigstens nicht tun. Täten sie es, sie würden für ihr Leben zu Misanthropen. Und es ist auch gar nicht nötig.

Um Lage und Wert eines neuen Weines zu bestimmen, braucht man kein Fass leer zu trinken. Es sollte doch nicht schwer sein, nach einer halben Stunde zu entscheiden, ob ein Buch etwas taugt oder nicht. Wer den Sinn für die Form hat, der hat an zehn Seiten genug.

Der Satz, der Künstler sei der beste Kunstrichter, ist so falsch, dass man sagen kann: ein grosser Künstler ist ausserstande, über Werke anderer und kaum über seine eigenen zu urteilen. Jene Intensität des Schauens, die einen Menschen zum Künstler macht, beschränkt schon durch ihre Stärke seine Fähigkeit zu feinerer Wertung. Gerade weil jemand etwas nicht machen kann, kann er es beurteilen. Denn das Schaffen engt den Gesichtskreis ein, während das Betrachten ihn erweitert.

Das neunzehnte Jahrhundert wurde ein Wendepunkt der Geschichte: durch Darwin und Renan. Der eine war der Kritiker des Buches der Natur, der andere der Kritiker des Buches Gottes. Wer das nicht versteht, verkennt die Bedeutung einer der wichtigsten Epochen in der Entwicklung der Welt. Das Schaffen bleibt immer hinter seiner Zeit zurück. Die Kritik führt uns.

Die Verpflichtung, dem Chaos Form zu geben, hört mit dem Fortschritt der Welt nicht auf. Nie war die Kritik nötiger als jetzt. Die Zukunft gehört der Kritik.

In der Kunst verdient alles, was überhaupt getan zu werden verdient, gut getan zu werden.

Ein Mensch, der nicht für sich selbst denkt, denkt überhaupt nicht.

Nichts sieht so sehr wie Unschuld aus als eine Indiskretion.

Besser schön sein als gut, besser gut sein als hässlich.

Frauen sind da, um geliebt, nicht um verstanden zu werden.

So lange eine Frau zehn Jahre jünger aussehen kann als ihre Tochter, ist sie vollkommen zufrieden.

Es war immer meine Meinung: ein Mann, der sich verheiraten will, soll entweder alles wissen oder nichts.

Wenn du andere verstehen willst, musst du deine eigene Persönlichkeit dichter machen.

Wie schade, dass wir im Leben unsere Lektionen erst bekommen, wenn wir gar nichts mehr damit anfangen können.

Es ist besser, ein ständiges Einkommen zu haben als zu faszinieren.

Sowie Leute alt genug werden, um es besser zu wissen, wissen sie überhaupt gar nichts mehr.

Die geeignetste Basis für die Ehe ist ein wechselseitiges Missverstehen.

Die Wahrheiten der Metaphysik sind die Wahrheiten der Masken.

Die glücklichen Menschen haben ihren Wert, aber bloss den negativen einer Folie: sie übertreiben und steigern die Schönheit und die Bestrickung der Unglücklichen.

In dieser Welt sind nur zwei Tragödien: die eine ist, das nicht bekommen, was man will, die andere, es bekommen — und diese letzte ist die schrecklichere, die wirkliche Tragödie.

Es ist nicht klug, in allem was man sieht, Symbole zu finden. Es macht das Leben zu erfüllt — von Schrecken.

Es ist immer albern, Ratschläge zu geben, aber gute Ratschläge zu geben ist verhängnisvoll.

Ein Ding ist nicht notwendig deshalb wahr, weil einer dafür stirbt.

Gewöhnliche Frauen sind immer auf ihre Gatten eifersüchtig, schöne Frauen niemals. Sie haben nie Zeit dazu, sind immer vielzusehr damit beschäftigt, eifersüchtig auf die Gatten anderer zu sein.

Eine Frau, die öffentlich mit ihrem Mann schön tut, das sieht so schlecht aus, es ist: seine saubere Wäsche vor dem Publikum waschen.

Musikalische Leute sind so lächerlich unvernünftig. Sie wollen einen immer dann völlig stumm haben, wenn man völlig taub sein möchte.

Man kann das Volk nicht durch einen Parlamentsbeschluss gut machen — das ist immerhin etwas.

Merkwürdig sind doch heutzutage die Leute; sie sagen hinter Eines Rücken Dinge, die tatsächlich und völlig wahr sind.

Man soll nie einer Frau trauen, die einem ihr wirkliches Alter sagt. Eine Frau, die das tut, ist imstande, einem alles zu sagen.

Ich habe Skandalgeschichten von andern Leuten gern, aber die über mich interessieren mich nicht: sie entbehren des Reizes der Neuheit.

Keine Frau soll genau in der Angabe ihres Alters sein, es sieht das so berechnend aus.

Es ist schrecklich, wenn ein Mensch plötzlich entdeckt, dass er sein ganzes Leben lang nichts als die Wahrheit gesagt hat.

In einem Heiligtum soll alles ernst sein, ausser dem, was man anbetet.

Die Frauen geben den Männern das wahrhafte Gold ihres Lebens, jawohl; aber sie verlangen es immer wieder in kleiner Münze zurück.

Es gibt zwei Arten, die Kunst nicht zu lieben; die eine ist, sie nicht lieben, die andere ist, sie vernünftig lieben.

Pünktlichkeit bestiehlt die Zeit.

Nichts in der Welt geht über die Liebe einer verheirateten Frau — etwas, wovon kein verheirateter Mann etwas weiss.

Sag mir nicht, du habest das Leben erschöpft. Wer das sagt, den hat das Leben erschöpft.

Nach einem guten Diner kann man allen verzeihen, selbst seinen Anverwandten.

Sprich zu jeder Frau, als ob du sie liebtest, zu jedem Mann, als ob er dich langweilte, und am Ende deiner ersten Saison hast du den Ruf eines gesellschaftlich höchst taktvollen jungen Mannes.

Wir liegen alle in der Gosse, aber einige von uns blicken nach den Sternen.

Wenn eine Frau sich von ihrem Mann vernachlässigt findet, wird sie entweder sehr nachlässig in ihrer Kleidung, oder sie bekommt wundervolle Toiletten, die anderer Frauen Gatten bezahlen müssen.

Der Mensch ist am wenigsten er selbst, wenn er von sich spricht. Gib ihm eine Maske, und er wird seine Wahrheit sagen.

Jede Frau wird wie ihre Mutter, und das ist ihre Tragödie; kein Mann wird wie seine Mutter, und das ist seine Tragödie.

Bloss eine Klasse der Gesellschaft denkt mehr über das Geld nach als der Reiche, und das ist der Arme. Der Arme kann nichts sonst denken. Und dieses ist das Elend der Armut.

Leben, das ist das allerseltenste in der Welt. Die meisten Menschen existieren nur.

Persönlichkeit ist ein Mysterium. Ein Mensch kann nicht immer nach seinem Tun gewürdigt werden. Er mag das Gesetz beobachten und doch wertlos sein. Er mag das Gesetz brechen und doch wertvoll sein. Er kann schlecht sein, ohne je etwas Schlechtes zu tun. Er mag gegen die Gesellschaft sündigen und doch durch diese Sünde seine wahre Vollendung finden.

Wir können bestenfalls nur eine grosse Erfahrung im Leben haben, und das Geheimnis des Lebens ist, diese Erfahrung so oft als möglich zu reproduzieren.

Heimliche Laster, das gibt es nicht. Das Laster schreibt sich in das Gesicht.

Die Frau ist kein Genie, sie ist dekorativer Art. Sie hat nie etwas zu sagen, aber sie sagt es so hübsch.

Es gibt viele Dinge, die wir am liebsten wegwerfen wollten, fürchteten wir nicht, dass andere sie aufhebten.

Der Gatte einer sehr schönen Frau ist kriminell.

Der führt ein Christus-gleiches Leben, der ganz und gar es selber ist. Er mag ein grosser Dichter sein oder ein grosser Gelehrter; ein junger Student oder ein Schafhirt; ein Dramatiker wie Shakespeare oder ein Gottdenker wie Spinoza; ein spielendes Kind oder ein Fischer, der sein Netz auswirft. Daran liegt gar nichts, was er ist, solange er nur die Seele vollendet, die in ihm ist.

Wie doch die Ehe den Mann ruiniert! Sie ist so demoralisierend wie Zigaretten, aber viel kostspieliger.

Wirkliche Schönheit endet dort, wo der geistige Ausdruck beginnt. Der Intellekt ist eine Art Übertreibung. In dem Augenblick, da sich einer hinsetzt, um zu denken, wird er ganz Nase oder ganz Stirn oder sonst was Schreckliches.

Leute, die es gut meinen, handeln immer schlecht und sind wie jene Damen, die unmögliche, schlechtsitzende Kleider tragen, um ihre Frömmigkeit zu zeigen. Gute Absichten sind immer ungrammatikalisch.

Moderne Memoiren haben gewöhnlich Verfasser, die völlig ihre Erinnerungen verloren und niemals etwas getan haben, was zu erzählen Wert hat.

Frauen leben wie die Minderjährigen von ihren Erwartungen.

Eziehung ist schon eine wundervolle Sache, aber es ist ganz gut, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, dass nichts Wissenswertes gelehrt werden kann.

Jeder, der zum Lernen unfähig ist, hat das Lehren auf sich genommen — dahin sind wir mit unserem Enthusiasmus für Erziehung gekommen.

Ich dachte, ich hätte kein Herz. Nun finde ich, ich habe eines, aber es steht mir nicht. Es geht irgendwie nicht mit unserer modernen Kleidung zusammen. Man sieht alt damit aus, und ruiniert einem in kritischen Momenten die Karriere.

Glaube, das ist die vielseitigste Sache, die ich kenne. Man nimmt von uns an, wir glaubten alle dasselbe auf verschiedene Weise. Es ist wie Essen aus derselben Schüssel mit verschiedenfarbigen Löffeln.

Selten sagen die Menschen Wahrheiten, die des Sagens wert sind. Wir sollen unsere Wahrheiten ebenso sorgfältig aussuchen, wie wir es mit unseren Lügen tun, und unsere Tugenden so bedacht wählen, wie wir es mit unseren Feinden machen.

Zu viel Schminke und zu wenig Kleider — das ist bei einer Frau immer ein Zeichen von Verzweifeltheit.

Nichts ist einer Persönlichkeit unangenehmer, als Versprechen halten, ausser dieses, die Wahrheit zu sagen.

Ich wähle meine Freunde nach ihrem hübschen Gesicht, meine Bekannten nach ihrem guten Charakter, meine Feinde nach ihrer starken Intelligenz.

Nichts ist mir peinlicher, als auf Tugend in einem Menschen zu stossen, in dem ich sie nie vorhanden dachte. Es ist, wie eine Nadel in einem Bündel Heu finden. Es sticht einen. Die Tugendhaften sollten doch wirklich vor sich warnen.

Ein Echo ist oft schöner als die Stimme, die es wiederholt.

GEDICHTE IN PROSA

DER LEHRER DER WEISHEIT

Noch ein Kind, war er voller Erkenntnis Gottes, und da er noch ein Knabe war, waren heilige Männer und Frauen, die in seiner freien Geburtsstadt wohnten, zu Staunen bewegt von der tiefen Weisheit seiner Rede.

Als ihm seine Eltern das Kleid und den Ring der Mannbarkeit gegeben hatten, küsste er sie und verliess sie, um in die Welt zu gehen, der Welt von Gott zu reden. Denn in jener Zeit gab es viele, die Gott nicht kannten, oder schlecht kannten, oder die falsche Götter anbeteten, die in Hainen wohnen und sich um ihre Verehrer nicht kümmern.

Er wandte sich gegen die Sonne und schritt dahin, ohne Sandalen an den Füssen, wie er die Heiligen hatte gehen sehen, und an seinem Gürtel trug er einen kleinen Sack und eine tönerne Kürbisflasche.

Er zog die Landstrasse dahin voller Freude, die aus der vollkommenen Kenntnis Gottes wird, und ohne Aufhören sang er sein Lob; nach einer Zeit kam er in ein fremdes städtereiches Land.

Durch elf Städte kam er. Einige davon waren in Tälern, andere auf dem Ufer grosser Flüsse, und wieder welche auf Bergen. In jeder Stadt fand er einen Schüler, der ihn liebte und ihm

folgte, und so folgte ihm auch aus jeder Stadt eine grosse Menge Volkes, und die Erkenntnis Gottes breitete sich aus im ganzen Lande; viele Hauptstädte bekehrten sich, und die Priester der Götzentempel sahen die Hälfte ihrer Einkünfte verloren, und wenn sie des Mittags auf ihre Trommeln schlugen, kamen nur ganz wenige Gläubige mit Steuern und Gaben aller Art.

Und doch: je mehr Volk ihm nachfolgte und je grösser die Zahl seiner Schüler wurde, desto grösser wuchs sein Schmerz. Und er wusste nicht, weshalb sein Schmerz so gross war. Denn immer sprach er von Gott und entzündete sich an der völligen Erkenntnis Gottes, die Gott ihm gegeben hatte.

Eines Abends ging er aus der elften Stadt, die eine armenische Stadt war, und seine Schüler und eine grosse Menge Leute folgten ihm; er stieg auf einen Berg, liess sich auf einen Felsen nieder, der auf dem Berge war, und seine Schüler scharten sich um ihn, und die Menge kniete im Tale.

Er legte sein Haupt in seine Hände und weinte; und er sagte zu seiner Seele: „Warum bin ich voll von Schmerz und Kummer und warum ist jeder meiner Schüler ein Feind, der im Lichte wandelt?“

Und seine Seele antwortete: „Gott hat dich mit seiner vollkommenen Erkenntnis erfüllt und die hast du andern gegeben. Die preislose Perle hast du ge-

teilt, und das Kleid ohne Naht hast du zerschnitten. Der die Weisheit gibt, die er besitzt, der entäussert sich selbst. Er gleicht jenem, der einem Diebe seine Schätze gibt. Ist Gott nicht weiser als du? Wer bist du, dass du das Geheimnis preisgibst, das Gott dir anvertraut hat? Einstmals war ich reich, und du hast mich arm gemacht. Einstmals sah ich Gott, nun hast du ihn mir verborgen.“ Und er weinte von neuem, denn er wusste, dass seine Seele die Wahrheit gesprochen hatte und dass er die vollkommene Erkenntnis Gottes den andern preisgegeben hatte und dass er wie einer war, der sich an das Kleid Gottes klammert, und dass sein Glaube ihn verliess, weil andere an ihn glaubten.

Er sagte zu sich: „Ich will nicht mehr von Gott reden. Der, der seine Weisheit gibt, beraubt sich selbst.“

Nach einigen Stunden kamen seine Schüler zu ihm, fielen vor ihm nieder und sagten: „Herr, sprich uns von Gott, denn du hast die vollkommene Kenntnis Gottes, und keiner sonst als du besitzt sie.“

Er antwortete ihnen: „Von allem will ich zu euch reden, was im Himmel und auf Erden ist, aber ich werde euch nicht von Gott reden.“

Da wurden sie unwillig gegen ihn und sagten: „Du hast uns in die Wüste geführt, damit wir dich

hören; und schickst uns und die Menge, die du dir folgen machtest, heim in Hunger?"

Er antwortete ihnen: „Ich werde euch nicht von Gott sprechen."

Da murrte die Menge gegen ihn und sprach: „Du hast uns in die Wüste geführt und hast uns keine Nahrung gegeben. Sprich uns von Gott und es wird uns genug sein."

Aber er sagte darauf kein Wort mehr. Denn er wusste, er beraubte sich seines Schatzes, wenn er von Gott redete.

Und seine Schüler gingen traurig von dannen, und die Menge zog heim. Viele starben auf dem Weg.

Als er allein war, erhob er sich, wandte sein Antlitz gegen den Mond — und wanderte sieben Monde lang, sprach zu keinem und gab keinem Antwort. Am Ende des siebenten Mondes erreichte er die Wüste, welche die Wüste des grossen Stromes ist. Er fand eine Höhle, die ehemals ein Centaur bewohnt hatte, nahm sie zu seinem Wohnort und machte sich darin aus Schilf ein Lager. Er wurde ein Eremit. Und zu jeder Stunde lobte der Eremit den Herrn, dass er ihm erlaubt habe, noch einige Erkenntnis von ihm zu behalten, von ihm und seiner unendlichen Grösse.

Da der Eremit eines Abends vor seiner Höhle sass, sah er einen jungen, schönen Menschen, der

ein schlechtes Leben führte, vorübergehen, scheu und mit leeren Händen. Jeden Abend ging der junge Mensch, die Hände leer, vorüber, und jeden Morgen kam er zurück, die Hände gefüllt mit Purpur und Perlen. Denn er war ein Räuber, der die Karawanen der Kaufleute plünderte.

Der Eremit blickte ihn an und hatte Mitleid mit ihm. Aber er sprach kein Wort, denn er wusste, dass der seinen Glauben verliert, der spricht.

Eines Morgens, da der junge Mensch, die Hände voll Purpur und Perlen, wieder vorbei kam, blieb er stehen, zog die Brauen, stiess mit dem Fuss auf den Sand und sagte zum Eremiten: „Warum siehst du mich so an, wenn ich vorübergehe? Was ist das, was ich in deinen Augen sehe? Nie hat mich ein Mensch so angesehen, und es ist ein Dorn für mich und eine Qual."

Der Eremit sagte darauf: „Was du in meinen Augen siehst, ist das Mitleid. Es ist das Mitleid, das dich mit meinen Augen ansieht."

Der junge Mensch schlug ein verachtendes Gelächter auf und sagte: „Ich habe Purpur und Perlen in meinen Händen, und du hast nichts als eine Streu von Schilf zum Lager.

Was für ein Mitleid kannst du mit mir haben? und weshalb hast du dieses Mitleid?"

„Ich habe Mitleid mit dir," sprach der Eremit, „weil du nicht die Erkenntnis Gottes besitzest."

„Ist diese Erkenntnis Gottes etwas Kostbares?" fragte der junge Mensch und kam ganz nahe an die Höhle heran.

„Sie ist viel kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der Welt," sagte der Eremit.

„Und du besitzest sie?" sagte der Räuber und trat noch näher.

„Einmal ja," antwortete der Eremit, „besass ich die vollkommene Erkenntnis Gottes. Aber in meiner Torheit habe ich sie weggegeben und an die andern verteilt. Doch was mir davon noch blieb, auch dies ist mir wertvoller als der Purpur und die Perlen."

Als der junge Räuber das hörte, warf er den Purpur und die Perlen hin, die er in seinen Händen trug, zog ein spitzes, krummes Schwert und rief: „Gib mir auf der Stelle diese Erkenntnis Gottes, die du besitzest, oder ich töte dich. Weshalb soll ich den nicht töten, der einen Schatz bewahrt, grösser als der meine?"

Der Eremit öffnete die Arme und sprach: „Ist es nicht besser für mich, ich gehe bis ans äusserste Ende des Reiches Gottes und lobe ihn, statt in einer Welt zu leben, die ihn nicht kennt? Töte mich, wenn du es willst. Aber ich werde dir nicht meine Erkenntnis Gottes geben."

Der junge Räuber kniete nieder und bat, aber der Eremit wollte ihm nicht von Gott reden, wollte ihm nicht seinen Schatz geben; der junge Räuber stand auf und sagte zum Eremiten:

„Sei es, wie du wünschest. Ich aber will in die Stadt der Sieben Sünden gehen, die drei Tagreisen von hier ist, und für meinen Purpur wird man mir da Vergnügen geben, und für meine Perlen verkaufen sie mir Freude.“ Und er raffte Purpur und Perlen zusammen und eilte davon.

Der Eremit rief ihn, eilte ihm nach und beschwor ihn. Drei Tage lang folgte er dem jungen Räuber, bat ihn, umzukehren und nicht in die Stadt der Sieben Sünden zu gehen.

Von Zeit zu Zeit wandte sich der junge Räuber um und sagte: „Willst du mir diese Erkenntnis Gottes geben, die wertvoller ist als Purpur und Perlen? Wenn du mir sie geben willst, dann gehe ich nicht in die Stadt.“

Und jedesmal antwortete der Eremit: „Alles, was ich habe, will ich dir geben, nur dieses einzige nicht. Denn dies dir zu geben, ist mir nicht erlaubt.“ —

Und im Morgendämmern des dritten Tages kamen sie an die scharlachnen Tore der Stadt der Sieben Sünden.

Und aus der Stadt kam der Lärm grosser Freude, dem der junge Räuber mit seiner Freude antwor-

tete, und er hob die Hände, um ans Tor zu schlagen. Da lief der Eremit auf ihn zu, zog ihn bei seinem Gewand und sagte: „Breite die Hände aus und lege die Arme um meinen Nacken; drücke dein Ohr fest an meine Lippen: ich will dir geben, was ich noch von der Erkenntnis Gottes habe.“

Der junge Räuber blieb stehen. Und nachdem der Eremit seine Erkenntnis Gottes gegeben hatte, sank er zu Boden und weinte, und eine grosse Finsternis verbarg ihm Stadt und Räuber, dass er sie nicht mehr sah.

Und da er weinend lag, wusste er, dass einer neben ihm stand. Und der neben ihm stand, hatte eherne Füsse und sein Haar war wie von feiner Wolle. Und er hob den Eremiten auf und sagte zu ihm: „Bis heute hattest du die vollkommene Erkenntnis Gottes. Nun hast du die vollkommene Liebe Gottes. Weshalb weinst du also?“

Und er küsste ihn.

DAS HAUS DES GERICHTS

Das Schweigen herrschte im Haus des Gerichts und der Mensch trat, nackt, vor Gott.

Und Gott öffnete das Lebensbuch des Menschen.

Gott sprach zu dem Menschen: „Dein Leben ist ein schlechtes gewesen, du zeigtest dich grausam gegen jene, die der Hilfe bedurften, und gegen jene, die eines Führers bedurften, hattest du ein bitteres und hartes Herz. Die Armen riefen zu dir, und du hast sie nicht gehört, und dein Ohr war verschlossen dem Schrei meiner Heimgesuchten. Du hast für dich das Erbe der Waisen genommen, und hast Füchse in den Weinberg deines Nachbars geschickt. Du hast das Brot der Kinder genommen und gabst es den Hunden zu essen, und meine Aussätzigen, die in den Sümpfen wohnten, in Frieden lebten und mich lobten, du hast sie auf die Landstrassen gejagt, und auf meine Erde, aus der du geformt bist, hast du unschuldiges Blut vergossen."

Der Mensch antwortete: „Alles das habe ich getan."

Und abermals schlug Gott das Lebensbuch des Menschen auf.

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Dein Leben ist ein schlechtes gewesen, und die Schönheit, die

ich den schauenden Augen geschenkt, der hast du nachgeforscht, und das Gute, das ich verborgen hatte, du hast es nicht beachtet. Die Wände deines Gemaches waren mit Bildern bemalt, und vom Bett deiner Schandtaten erhobst du dich beim Klang der Flöten. Du hast sieben Altäre errichtet für die Sünden, um die ich gestorben bin, und du hast gegessen, was nicht gegessen werden darf, und der Purpur deines Gewandes war bestickt mit den drei Zeichen der Schande. Deine Götzen waren nicht aus Gold und nicht aus Silber, die dauern, sie waren aus Fleisch, das stirbt. Du hast ihre Haare in Düfte getaucht und gabst Geruchäpfel in ihre Hände. Du badetest ihre Füsse in Safran und breitetest Teppiche vor ihnen aus. Mit Antimon hast du ihre Brauen gefärbt, und ihre Körper bestrichest du mit Myrrhe. Du fielst vor ihnen nieder, und die Throne deiner Götzen waren errichtet in der Sonne. Du zeigtest der Sonne deine Schande und dem Monde deine Narrheit."

Der Mensch antwortete: „Alles das habe ich getan."

Und zum drittenmal schlug Gott das Lebensbuch des Menschen auf.

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Das Böse war dein Leben. Du hast das Gute mit Bösem vergolten und warst denen schädlich, die gut zu dir

waren. Die Hände, die dich nährten, du hast sie verstümmelt, die Brüste, die dich stillten, du hast sie verhöhnt. Der zu dir mit Wasser gekommen ist, ging durstig von dir, und die Vogelfreien, die sich in ihren Zelten verbargen zur Nacht, du hast sie vor Tagesanbruch verraten. Dein Feind, der dich schonte, du hast ihn in einen Hinterhalt gelockt, und den Freund, der mit dir wanderte, hast du um Geld verkauft, und die dir die Liebe brachten, denen gabest du dafür die Ausschweifung."

Der Mensch antwortete: „Alles das habe ich getan."

Gott schloss das Lebensbuch des Menschen und sagte: „Ich will dich sicher zur Hölle schicken; ja, zur Hölle will ich dich schicken."

Der Mensch rief: „Du kannst nicht!" Gott sprach zu dem Menschen: „Weshalb kann ich dich nicht zur Hölle schicken?"

„Weil ich in der Hölle mein Leben verbracht habe," antwortete der Mensch.

Und das Schweigen herrschte im Hause des Gerichts.

Dann sprach Gott und sagte zu dem Menschen: „Da ich dich nicht zur Hölle senden kann, so will ich dich in den Himmel weisen; ja, in den Himmel will ich dich weisen."

Der Mensch rief: „Du kannst nicht!"

Und Gott sprach zu dem Menschen: „Weshalb kann ich dich nicht in den Himmel senden?“

„Weil ich nie und nirgends mir den Himmel denken konnte,“ antwortete der Mensch.

Und das Schweigen herrschte im Hause des Gerichts.

DER KÜNSTLER

Eines Abends da kam in seine Seele das Verlangen, ein Bildnis zu machen: Die Lust des Augenblickes. Und er ging in die Welt nach Bronze zu suchen. Denn er konnte nur in Bronze denken.

Doch alle Bronze der ganzen Welt war verschwunden, und keine andere war in der ganzen Welt zu finden, als die des Bildnisses: Ewiglastende Sorge.

Und dieses Bildnis hatte er selbst gefertigt mit seinen eigenen Händen und es auf das Grab des einzigen, das er im Leben liebte, gesetzt. Auf das Grab des einzigen, das er vor allem und allein in der Welt liebte, hatte er dies Bildnis gesetzt, dass es für ein Zeichen nie endender Menschenliebe diene und für ein Symbol der Menschensorge, die nie endet. Und es war in der ganzen Welt keine andere Bronze als diese.

Und er nahm das Bildnis, das er gemacht hatte, setzte es in einen grossen Tiegel und gab es dem Feuer.

Und aus der Bronze „Die ewiglastende Sorge“ machte er das Bildnis „Die Lust des Augenblickes“.

DER MITTLER

Es war Nacht, und Er war allein.

Und Er sah weit in der Ferne die Mauern einer runden Stadt, und Er ging der Stadt zu.

Und da Er näher kam, hörte Er in der Stadt die Fussschritte der Freude und das Lachen vom Munde der Fröhlichkeit und den lauten Lärm vieler Flöten. Und Er klopfte an das Tor, das ihm die Wächter öffneten.

Da nahm Er ein Haus wahr, das war von Marmor und Marmorsäulen standen davor, über die hingen Blumengewinde, und innen und aussen leuchteten Fackeln aus Cedernholz. In dieses Haus ging Er hinein.

Und da Er durch die Halle aus Calcedon und die Halle aus Jaspis geschritten war, kam Er in ein grosses festliches Gemach, und sah hier auf einem purpurnen Lager einen, dessen Haar rote Rosen kränzten und dessen Lippen von Wein rot waren. Und Er trat hinter ihn, berührte seine Schulter und sprach zu ihm: „Weshalb lebst du so?“

Und der junge Mann wandte sich um, erkannte Ihn und gab zur Antwort: „Ich war ein Aussätziger, und Du heiltest mich — wie sonst soll ich leben?“

Und Er verliess das Haus und ging wieder auf die Strasse. Und nach einer kleinen Weile sah Er eine, deren Gesicht und Kleider waren bemalt und deren Füsse beschuht mit Perlen. Und hinter ihr kam ein junger Mensch, langsam, leise wie ein Jäger und sein Kleid war zwiefarben. Das Gesicht des Weibes aber war wie das liebliche Gesicht einer Gottheit, und die Augen des Jünglings leuchteten vor Lust.

Und Er folgte schnell, berührte die Hand des Jünglings und sagte ihm: „Warum siehst du auf diese Frau und mit solchen Blicken?“

Und der Jüngling wandte sich um, erkannte Ihn und sprach: „Ich war blind und Du gabst mir das Gesicht. Auf was sonst soll ich schauen?“

Und Er lief vor und berührte das gemalte Kleid der Frau und sprach zu ihr: „Ist kein anderer sicherer Weg als der Weg der Sünde?“

Und die Frau wandte sich um, erkannte Ihn und sagte: „Doch Du vergabst mir meine Sünden, und der Weg ist ein lustiger Weg.“

Da ging Er die Stadt hinaus.

Und da Er vor der Stadt war, erblickte Er einen jungen Menschen, der sass am Wegrand und weinte.

Und Er ging auf ihn zu, berührte die langen Locken seines Haares und sagte zu ihm:

„Warum weinest du?“

Und der junge Mensch sah auf, erkannte Ihn und antwortete: „Ich war gestorben und Du wecktest mich vom Tode auf. Was sonst soll ich tun als weinen?“

Nun, als Dunkelheit über die Erde kam, entzündete Joseph von Arimathia eine Fackel aus Fichtenholz und stieg den Hügel hinab ins Tal, denn er hatte im eigenen Hause zu tun.

Und im Tale der Betrübnis sah er auf den spitzen Steinen einen Jüngling knien, der war nackt und weinte. Sein Haar war honigfarben, und sein Leib war eine weisse Blume, doch hatte er seinen Leib mit Dornen verwundet und auf sein Haar Asche gesetzt als eine Krone.

Und der Reiche sagte zu dem Jüngling, der nackt war und weinte: „Ich bin nicht verwundert, dass dein Kummer so gross ist, denn sicher war Er ein gerechter Mann."

Und der Jüngling gab die Antwort: „Nicht um Ihn weine ich, ich weine um mich selber. Auch ich habe Wasser in Wein verwandelt und heilte die Aussätzigen und gab den Blinden das Gesicht wieder. Ich bin über den Wassern gewandelt, und aus den Grabhöhlen vertrieb ich die Teufel. Ich habe die Hungrigen in der Wüste gespeist, da keine Nahrung war, und weckte die Toten aus ihren engen Häusern auf, und auf mein Gebet und vor einer grossen Menge Volkes vertrocknete ein fruchtbeladener Feigenbaum. Alles, was dieser Mensch getan hat, habe auch ich getan. Und doch haben sie mich nicht gekreuzigt."

DER SCHÜLER

Als Narziss starb, da wandelte sich der Teich seiner Freude aus einem Becher süssen Wassers in einen Becher salziger Tränen, und die Oreaden kamen weinend den Wald daher, um dem Teiche zu singen und ihn zu trösten.

Und als sie sahen, dass sich der Teich aus einem Becher süssen Wassers in einen Becher salziger Tränen verwandelt hatte, da lösten sie die grünen Flechten ihres Haares, schrieen weinend auf und sagten: „Wir sind nicht verwundert, dass du in solcher Weise über Narziss trauerst, so schön war er."

„War denn Narziss schön?" sagte der Teich.

„Wer wüsste das besser als du," antworteten die Oreaden.

„An uns ging er immer vorüber, aber dich suchte er auf, um an deinem Ufer zu liegen, auf dich hinab zu schauen und in dem Spiegel deines Wassers seine eigene Schönheit zu spiegeln."

Und der Teich antwortete: „Ich aber liebte den Narziss, wenn er an meinem Ufer lag und auf mich niederschaute, denn in dem Spiegel seiner Augen sah ich immer meine eigene Schönheit."

